Agatha Christie

Die Büchse der Pandora

scanned by ab
corrected by Raganina

Wenn eine Frau wie Tuppence Beresford Detektiv spielt, kann das leicht ins Auge gehen. Doch sie baut auf ihre Phantasie. Und auf Ehemann Tommy. Er half ihr noch immer aus der Patsche.

Nur diesmal wirft Tommy fast die Flinte ins Korn. Denn Tuppence ist verschwunden. Es gibt nicht die geringste Spur. Da fallen Tommy zum Glück die berühmten grauen Zellen Hercule Poirots ein …

ISBN: 3-502-50715-5
Original: Partners in Crime
aus dem Englischen von Lotte Schwarz
Verlag: Scherz Verlag
Erscheinungsjahr: 1980
Umschlaggestaltung: Heinz Looser
Foto: Thomas Cugini

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

1

Mrs. Tuppence Beresford rückte das Kissen auf dem Sofa zurecht und starrte trübselig aus dem Fenster. Die Aussicht war nicht überwältigend; man sah nur einen niedrigen Wohnblock auf der anderen Straßenseite. Mrs. Beresford seufzte und gähnte.

»Ich wollte, es würde etwas geschehen«, sagte sie.

Ihr Mann schaute sie vorwurfsvoll an: »Tuppence, deine Sucht nach oberflächlichen Sensationen beunruhigt mich.«

Seine Frau seufzte und schloß träumerisch die Augen: »Und so wurden Tommy und Tuppence Mann und Frau«, sang sie, »und lebten fürderhin glücklich zusammen. Und sechs Jahre später lebten sie immer noch glücklich zusammen! – Es ist doch unglaublich«, meinte sie nach einer Weile, »wie schließlich sich alles ganz anders entwickelt, als man es sich vorgestellt hat.«

»Eine sehr tiefe Erkenntnis, Tuppence, aber nicht sehr originell. Große Dichter und noch größere Philosophen haben das schon lange gesagt und, verzeih das harte Wort, sogar besser gesagt.«

»Vor sechs Jahren«, fuhr Tuppence fort, »hätte ich geschworen, daß mit einer Tasche voll Geld und mit dir als Ehemann das ganze Leben ein Paradies auf Erden sein müßte – wie einer der Dichter, die du so gerne zitierst, sich ausdrückte.«

»Ist es das Geld oder bin ich es, der seinen Reiz verloren hat?« erkundigte sich Tommy kühl.

›»Verloren‹ ist nicht ganz das richtige Wort«, meinte Tuppence freundlich. »Ich habe mich an den Gottessegen gewöhnt, das ist ja mein Kummer. Es geht mir so wie den

Leuten, die nicht wissen, was für ein Glück es ist, durch die Nase atmen zu können – bis sie sich eines Tages einen Schnupfen holen und dann …«

»Soll ich dich ein bißchen vernachlässigen«, schlug Tommy vor, »andere Frauen in Nachtlokale ausführen und mich amüsieren?«

»Zwecklos. Du würdest mich dort bloß mit anderen Männern antreffen. Und ich wüßte genau, daß du dir aus den anderen Frauen nichts machst, du aber müßtest zweifeln, ob mir nicht doch andere Männer gefallen würden. Frauen sind viel unergründlicher als Männer.«

»Nur in der Bescheidenheit schießen die Männer den Vogel ab«, brummte Tommy. »Aber was ist los mit dir, Tuppence? Was soll diese Mißmutigkeit und Unruhe bedeuten?«

»Ich weiß es nicht. Ich möchte, daß etwas geschieht. Etwas Aufregendes. Würdest du nicht auch gerne wieder einmal Jagd auf Spione machen, Tommy? Denke an die stürmischen Tage und die wilden Gefahren, die wir durchlebt haben! Ich weiß natürlich, daß du auch jetzt noch für den Geheimdienst arbeitest – aber leider nur noch hinter dem Schreibtisch.«

»Willst du vielleicht, daß man mich in den dunkelsten Winkel Rußlands schickt, verkleidet als bolschewistischer Alkoholschmuggler?«

»Das hätte gar keinen Zweck«, meinte sie. »Man würde mich nicht mitgehen lassen, und ich bin es doch, die so gern etwas erleben möchte. Eine Aufgabe haben: davon träume ich früh und spät.«

»Hier ist der Wirkungskreis meiner Frau«, Tommy wies mit einer weitausladenden Geste um sich.

»Zwanzig Minuten Arbeit nach dem Frühstück genügen, um den Haushalt reibungslos in Gang zu halten. Du hast doch nicht zu klagen, oder?«

»Deine Haushaltführung ist so vollkommen, daß sie mir vor lauter Vollkommenheit schon gar nicht mehr auffällt.«

»Wie schön ist doch Dankbarkeit. Du freilich hast deine Arbeit, die dich ausfüllt. Aber sehnst du dich nicht manchmal heimlich danach, daß etwas Aufregendes geschieht?«

»Nein«, sagte Tommy, »nein, ich glaube nicht. Die aufregenden Sachen können sehr unerfreulich sein.«

»Wie vorsichtig die Männer doch sind!« seufzte sie. »Spürst du niemals heimlich ein wildes Verlangen nach Romantik, nach Abenteuer, nach Leben?«

»Was hast du in letzter Zeit gelesen, Tuppence?« fragte Tommy.

»Stell dir vor, wie aufregend es wäre, wenn wir plötzlich wilde Schläge an der Tür hören würden, und ein toter Mann käme hereingetaumelt.«

»Wenn er tot wäre, könnte er nicht taumeln«, bemerkte Tommy kritisch.

»Du weißt, was ich meine«, sagte Tuppence. »Sie taumeln immer herein, kurz bevor sie sterben, und beim Zusammenbrechen stammeln sie noch ein paar rätselhafte Worte: ›der fleckige Leopard‹ oder so etwas Ähnliches.«

»Ich rate dir zur Lektüre von Schopenhauer oder Immanuel Kant«, bemerkte Tommy trocken.

»Das wäre eher eine Lektüre für dich«, versetzte Tuppence spitz. »Du wirst fett und behäbig!«

»Das ist nicht wahr!« sagte Tommy entrüstet. »Übrigens machst du selbst Abmagerungsübungen.«

»Das macht heutzutage jede moderne Frau«, sagte

Tuppence.

»Wenn ich sagte, du wirst fett, so war das eher bildlich gemeint: Du gedeihst, wirst nüchtern und bequem.«

»Ich weiß wirklich nicht, was über dich gekommen ist!«

»Der Geist des Abenteuers«, murmelte sie. »Immerhin noch besser als ein unzähmbares Verlangen nach einer Liebesgeschichte. Aber das habe ich auch ab und zu. Ich träume davon, einem Mann zu begegnen, einem wirklich gutaussehenden Mann …«

»Du bist mir begegnet«, meinte Tommy. »Genügt dir das nicht?«

»Ein schlanker Mann, groß und stark, der fest im Sattel sitzt und wilde Pferde mit dem Lasso fängt …«

»Dazu Lederhosen und einen Cowboyhut«, warf Tommy sarkastisch ein.

»… und in der Wildnis gelebt hat«, fuhr sie fort. »Er müßte sich heftig in mich verlieben. Ich würde ihn natürlich tugendhaft abweisen und meinem Ehegelübde treu bleiben, aber heimlich würde mein Herz für ihn entflammen.«

»Ja«, meinte Tommy, »ich wünsche mir oft, einem wirklich schönen Mädchen zu begegnen. Eines mit goldenem Haar, das sich rettungslos in mich verliebt. Nur würde *ich* sie wahrscheinlich nicht abweisen – nein, sicher nicht.«

»Das zeigt deinen schlechten Charakter.«

»Was ist wirklich los mit dir, Tuppence?« fragte Tommy, nun ernst geworden. »Du hast noch nie solche Reden geführt.«

»Nein«, erwiderte seine Frau, »aber in mir gärt es schon seit langem. Versteh mich doch – es ist gefährlich, alles zu haben, was man sich wünscht, und auch Geld genug, um

zu kaufen, was man will. Freilich, es gibt immer Hüte …«

»Du hast schon mindestens vierzig Hüte«, sagte Tommy, »und sie sehen alle gleich aus.«

»So sind eben Hüte. Sie sind nicht wirklich gleich. Es gibt Nuancen. Ich habe heute morgen einen hübschen in der Ausläge bei Violette gesehen.«

»Wenn du nichts Besseres zu tun hast als Hüte zu kaufen, solltest du …«

»Das ist es ja gerade. Genau das: Wenn ich etwas Besseres zu tun hätte. Ich sollte mich vielleicht Wohltätigkeitsaufgaben widmen. Ach, Tommy, wenn nur etwas Aufregendes passieren würde! Ich glaube wirklich, es wäre gut für uns. Könnte nicht eine gute Fee erscheinen …«

»Nanu«, rief Tommy, »merkwürdig, daß du das sagst!«

Er stand auf und durchquerte das Zimmer. Aus einem Schreibtischfach holte er eine kleine Fotografie hervor und brachte sie Tuppence.

»Oh, du hast sie also entwickeln lassen. Welche Aufnahme ist das, deine oder meine?«

»Meine. Deine ist nicht gelungen. Du hast unterbelichtet. Wie immer.«

»Wie schön für dich«, meinte Tuppence, »zu wissen, daß es etwas gibt, was du besser kannst als ich.«

»Blödsinnige Bemerkung«, sagte Tommy. »Aber ich will sie im Augenblick durchgehen lassen. Was ich dir zeigen wollte, war dies hier.« Er wies auf einen kleinen weißen Fleck auf dem Bild.

»Das ist ein Kratzer im Film.«

»Ganz und gar nicht«, erwiderte Tommy. »Das ist eine Fee!«

»Tommy, du Idiot!«

»Schau doch genauer hin!«

Er reichte ihr ein Vergrößerungsglas. Tuppence studierte den Abzug aufmerksam durch die Lupe. Mit ein bißchen Phantasie konnte man tatsächlich den Kratzer im Film für ein beschwingtes kleines Wesen halten, das oben auf dem Kaminsims saß.

»Es hat Flügel!« rief sie vergnügt. »Köstlich, eine wirkliche, regelrechte Fee in unserer Wohnung! Sollen wir Conan Doyle darüber berichten? O Tommy, glaubst du, sie wird uns einen Wunsch erfüllen?«

»Du wirst bald Antwort bekommen. Du wünschst dir ja seit Stunden, daß etwas geschieht!«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Ein schlaksiger Junge von fünfzehn Jahren, der nicht recht zu wissen schien, ob er sich als Diener oder als Page gebärden sollte, erkundigte sich in hochtrabendem Ton:

»Sind Madam zu Hause? Jemand läutet unten am Tor.«

»Wenn Albert bloß nicht so oft ins Kino ginge!« seufzte Tuppence, nachdem sich der Junge zurückgezogen hatte, um den Gast einzulassen. »Jetzt spielt er den vornehmen Diener im hochherrschaftlichen Haus. Zum Glück habe ich ihm wenigstens abgewöhnt, Visitenkarten zu verlangen und sie mir auf dem silbernen Tablett hereinzubringen.«

Wieder ging die Tür auf, und Albert verkündete: »Mr. Carter« in einem Ton, als sage er: »Ihre Königliche Hoheit.«

»Der Chef«, murmelte Tommy erstaunt.

Mit einem freudigen Ausruf sprang Tuppence auf und begrüßte einen großen grauhaarigen Mann mit durchdringenden Augen und müdem Lächeln.

»Ich bin so froh, Sie zu sehen, Mr. Carter!«

»Das ist schön, Mrs. Beresford. Nur beantworten Sie mir eine Frage: Wie finden Sie das Leben so im allgemeinen?«

»Zufriedenstellend, aber langweilig«, erwiderte Tuppence mit einem schelmischen Seitenblick auf ihren Mann.

»Ausgezeichnet. Ich finde Sie offensichtlich in der richtigen Verfassung vor.«

»Das klingt ja sehr aufregend!« bemerkte Tuppence.

Albert, noch immer in der Rolle des hochherrschaftlichen Butlers, brachte den Tee. Als sich die Tür hinter dem Jungen geschlossen hatte, fragte Tuppence: »Sie haben etwas Bestimmtes gemeint, nicht wahr, Mr. Carter? Werden Sie uns mit einem Auftrag in die dunkelsten Provinzen Rußlands schicken?«

»Nicht gerade das, aber …«

»Aber etwas ist los.«

»Ja, etwas ist los. Sie gehören wohl nicht zu den Leuten, die vor Gefahren zurückschrecken, oder, Mrs. Beresford?«

Tuppences Augen blitzten vor Erregung.

»Unsere Abteilung braucht jemanden, der eine gewisse Arbeit übernimmt. Da habe ich an Sie beide gedacht.«

»Reden Sie weiter.«

»Ich sehe, Sie lesen den *Daily Leader*«, fuhr Mr. Carter fort.

Er nahm die Zeitung vom Tisch, schlug die Seite mit den kleinen Anzeigen auf und schob das Blatt zu Tommy hinüber.

»Lesen Sie uns das einmal vor«, sagte er. Und Tommy las:

»Internationale Detektivagentur. Leiter: Theodor Blunt. Geheimauskünfte. Zahlreiche hochqualifizierte Privat-

detektive.

Äußerste Diskretion garantiert. Kostenlose Beratung. 118, Haleham Street, London WC.«

Er blickte fragend zu Mr. Carter auf. Dieser nickte:

»Diese Detektivagentur war nahe daran, das Zeitliche zu segnen. Ein Freund von mir erstand sie für einen Pappenstiel.

Wir möchten sie gerne wieder in Gang bringen – sagen wir, für eine Probezeit von sechs Monaten. Und während dieser Zeit muß sie natürlich einen Leiter haben.«

»Warum nicht Mr. Theodor Blunt?« fragte Tommy.

»Ich fürchte, Mr. Blunt war etwas indiskret. Genauer gesagt: Scotland Yard hat eingreifen müssen. Mr. Blunt lebt augenblicklich auf Kosten Ihrer Majestät, und wir möchten viel mehr wissen, als wir von ihm erfahren konnten.«

»Ich verstehe«, sagte Tommy. »Wenigstens glaube ich zu verstehen.«

»Ich schlage sechs Monate Urlaub vor. Gesundheitsgründe. Und falls Sie Lust haben sollten, ein Detektivbüro unter dem Namen Theodor Blunt zu leiten, so hat das natürlich nicht das geringste mit mir zu tun.«

Tommy blickte seinem Chef fest in die Augen. »Keine Anweisungen, Sir?«

»Mr. Blunt hatte gewisse Verbindungen mit dem Ausland, denke ich. Achten Sie auf blaue Briefumschläge mit russischen Marken. Von einem Delikatessenhändler, der seine Frau sucht, die vor ein paar Jahren als Flüchtling in unser Land kam. Befeuchten Sie die Marke und Sie werden darunter die Zahl 16 geschrieben finden. Fertigen Sie eine Kopie dieser Briefe an und schicken Sie mir das Original. Auch wenn jemand in Ihr Büro kommt und die

Zahl 16 erwähnt, verständigen Sie mich sofort.«

»Gut, Sir. Sonst noch etwas?«

Mr. Carter nahm seine Handschuhe auf, bereit, sich zu verabschieden:

»Sie können die Agentur führen, wie Sie wollen.« Und mit einem Augenzwinkern fügte er hinzu: »Ich dachte, es würde Mrs. Beresford vielleicht Spaß machen, wieder einmal ein bißchen Detektiv zu spielen.«

2

Wenige Tage später bezogen Mr. und Mrs. Beresford die Büroräume der Internationalen Detektivagentur im zweiten Stock eines baufälligen Gebäudes in Bloomsbury. Im Vorzimmer herrschte Albert, der die Rolle des herrschaftlichen Butlers aufgegeben und dafür die eines Laufburschen übernommen hatte – eine Rolle, die er glänzend beherrschte. Eine Papiertüte mit Süßigkeiten, Tintenflecke an den Händen und zerzauste Haare waren, seiner Meinung nach, die Hauptrequisiten seines neuen Berufes.

Vom Vorzimmer aus führten zwei Türen in die Büroräume.

Auf der einen Tür stand *Sekretariat*, auf der anderen *Privat.*

Hinter dieser lag ein freundliches Zimmer, ausgestattet mit einem riesigen Schreibtisch, einer Unzahl kunstvoll beschrifteter Aktendeckel – alle leer – und mit einigen Lederstühlen.

Hinter dem Schreibtisch saß der falsche Mr. Blunt, der sich große Mühe gab, so auszusehen, als ob er sein ganzes Leben lang eine Detektivagentur geleitet hätte. Das Telefon stand griffbereit neben ihm: Tuppence und er hatten ein paar sehr publikumswirksame Telefonszenen einstudiert, und auch Albert hatte seine Instruktionen.

Im Nebenzimmer befanden sich Tuppence, eine Schreibmaschine, die unentbehrlichen Tische und Stühle, von etwas geringerer Qualität als die des großen Chefs, und ein Gaskocher, um den Tee zu bereiten.

Nichts fehlte – außer den Klienten.

In der Begeisterung der ersten Tage machte Tuppence sich die größten Hoffnungen.

»Es wird großartig«, erklärte sie. »Wir werden Mörder zur Strecke bringen, verlorene Familienjuwelen entdecken, Vermißte wiederfinden, Diebe und Hochstapler entlarven.«

Tommy fühlte sich verpflichtet, ihren Überschwang zu dämpfen: »Beruhige dich und vergiß die Romane, die du so gerne liest. Unsere Kundschaft – wenn wir überhaupt welche haben werden – wird aus Ehemännern bestehen, die ihre Gattinnen überwachen lassen möchten, und aus Gattinnen, die ihren Männern nicht mehr über den Weg trauen. Beweismaterial für Scheidungen heranzuschaffen – das ist das tägliche Brot eines Privatdetektivs.«

»Pah!« rief Tuppence und rümpfte die Nase. »Mit Scheidungsgeschichten wollen wir nichts zu tun haben! Wir müssen das Niveau unseres neuen Berufes heben.«

»Ja-a.« Ihr Mann schien nicht sehr viel von ihrem Vorschlag zu halten.

Und nun, eine Woche nach der Eröffnung, verglichen sie ihre Notizen mit recht kläglichen Mienen.

»Drei idiotische Frauen, deren Männer jedes Wochenende verreisen«, seufzte Tommy. »Ist jemand gekommen, während ich beim Mittagessen war?«

»Ein dicker, alter Mann mit einer flatterhaften Frau«, sagte Tuppence. »Seit Jahren lese ich in der Zeitung, daß die Scheidungssucht um sich greift; aber recht begriffen hab' ich das erst in der letzten Woche. Ich habe es satt, den Spruch herzubeten: ›Wir übernehmen keine Scheidungsangelegenheiten‹.«

»Wir haben das jetzt in unseren Anzeigen besonders vermerkt«, beruhigte sie Tommy.

»Dabei sind unsere Anzeigen so verlockend …« Ihre Stimme klang ganz melancholisch. »Wie dem auch sei, ich gebe mich nicht geschlagen. Wenn nötig, begehe ich selbst ein Verbrechen, und du wirst es aufdecken!«

»Was hätten wir schon davon? Denk an meine Gefühle, wenn ich dir vor dem Gefängnistor ein zärtliches Lebewohl zuwinken muß!«

»Nun«, meinte Tuppence, »etwas muß geschehen. In uns schlummern große Talente, und wir können sie nicht verwenden!«

»Ich liebe deinen erfrischenden Optimismus! Du scheinst ja keine Zweifel an deiner außerordentlichen Begabung aufkommen zu lassen.«

»Warum sollte ich!« sagte Tuppence und riß erstaunt die Augen auf.

»Dabei verfügst du über gar keine Fachkenntnisse.«

»Doch! Ich habe alle Detektivgeschichten gelesen, die in den letzten zehn Jahren erschienen sind.«

»Ich auch«, sagte Tommy. »Aber ich habe das Gefühl, daß uns das nicht viel helfen wird.«

»Du warst schon immer ein Pessimist, Tommy. Selbstvertrauen, das ist der Schlüssel zum Erfolg.«

»Ein Glück, daß du genug davon hast.«

»In Detektivgeschichten ist das alles natürlich ganz einfach«, überlegte Tuppence. »Da rollt man die Sache vom Ende her auf. Wenn man die Lösung kennt, kann man die Knoten knüpfen, wie man will. Ja, wenn man …« Sie unterbrach sich und runzelte die Stirn.

»Nun?« forschte Tommy neugierig.

»Ich glaub’, ich habe so etwas wie eine Idee«, flüsterte sie.

»Warte, sie hat noch keine feste Gestalt angenommen,

aber sie formt sich …« Sie erhob sich entschlossen. »Ich gehe fort, um mir den Hut zu kaufen, von dem ich dir erzählt habe.«

»O Gott«, rief Tommy, »noch einen Hut?«

»Es ist ein sehr hübscher Hut«, erklärte Tuppence würdevoll und verließ mit entschlossener Miene den Raum.

Im Laufe der nächsten Tage erkundigte sich Tommy ein paarmal danach, was aus ihrer großartigen Idee geworden sei.

Seine Frau schüttelte bloß den Kopf und bat ihn, ihr Zeit zu lassen.

Dann kam der glorreiche Morgen, an dem der erste Klient erschien. Damit war alles andere vergessen.

Jemand klopfte an der äußeren Bürotür, und Albert, der gerade ein Lutschbonbon in den Mund steckte, grunzte ein undeutliches »Herein«. Vor Überraschung und Begeisterung verschluckte er dann das ganze Bonbon. Denn diesmal war es zweifellos ein echter Kunde.

Ein großer junger Mann, sehr elegant angezogen, trat zögernd ein. Ein Stutzer, dachte Albert. Er kannte sich aus mit diesen Typen.

Der junge Mann war etwa vierundzwanzig Jahre alt, hatte wundervolles, glatt zurückgekämmtes Haar, rosa Ringe unter den Augen und kein nennenswertes Kinn.

In höchster Begeisterung drückte Albert auf einen Knopf unter seinem Pult, und fast im gleichen Augenblick rasselte im Sekretariat die Schreibmaschine wie ein Maschinengewehr los. Tuppence kannte ihre Pflicht und war auf dem Posten.

Diese laute Betriebsamkeit schüchterte den jungen Mann noch mehr ein.

»Entschuldigen Sie«, sagte er, »ist das die Detektivagentur *Blunts Brillante Detektive* oder so ähnlich? Sie wissen schon, die Agentur für verzwickte Sachen und dergleichen.«

»Wünschen Sie Mr. Blunt persönlich zu sprechen?« fragte Albert, und seine Miene drückte deutlichen Zweifel an der Erfüllbarkeit dieses Ansinnens aus.

»Ja, junger Mann, das war eigentlich meine Absicht. Halten Sie es für möglich?«

»Sie haben wohl keine Verabredung?«

Der Besucher wurde immer demütiger. »Leider, nein«, entschuldigte er sich.

»Es ist immer ratsam, Sir, erst anzurufen. Mr. Blunt ist so furchtbar beschäftigt. Im Augenblick hält er eine telefonische Konferenz mit Scotland Yard ab. Man zieht ihn in einer sehr schwierigen Angelegenheit zu Rate.«

Der junge Mann nickte ehrfürchtig.

Albert senkte die Stimme und ließ sich herbei, dem Besucher mitzuteilen: »Diebstahl wichtiger Dokumente aus einem Regierungsgebäude. Mr. Blunt soll den Fall übernehmen.«

»Oh, wirklich? Ihr Chef muß aber ein tüchtiger Mann sein!«

»Der Chef – der ist Klasse!«

Der junge Mann setzte sich auf einen harten Stuhl, ohne zu ahnen, daß zwei Paar Augen durch geschickt getarnte Gucklöcher blickten und ihn einer genauen Prüfung unterzogen: Es waren Tuppences Augen, in den Pausen zwischen leidenschaftlichen Tippanfällen, und die von Tommy, der auf den günstigen Augenblick lauerte.

Plötzlich schrillte eine Klingel auf Alberts Pult.

»Der Chef ist jetzt frei. Ich will nachsehen, ob er Sie

empfangen kann«, sagte Albert und verschwand durch die Tür, auf der *Privat* stand.

Er erschien sofort wieder. »Bitte hier herein, Sir.«

Der Besucher trat ins Privatbüro, wo ein rothaariger junger Mann mit angenehmen Zügen und lebhaftem Ausdruck ihn freundlich begrüßte.

»Nehmen Sie Platz, bitte. Sie wollten mich zu Rate ziehen? Ich bin Mr. Blunt.«

»Nein, wirklich? Sie sind aber unglaublich jung.«

»Die Herrschaft der Alten ist vorüber«, sagte Tommy mit einer lässigen Handbewegung. »Wer war am Krieg schuld? Die Alten. Wer trägt die Verantwortung für die herrschende Arbeitslosigkeit? Die Alten. Wer ist schuld an allem Unfug, der täglich passiert? Wieder sage ich: die Alten!«

»Ich nehme an, Sie haben recht. Ich kenne einen Burschen, der ist ein Dichter – jedenfalls behauptet er, einer zu sein – und der spricht ebenso wie Sie.«

»Ich will Ihnen eines verraten: Unter meinen hochqualifizierten Mitarbeitern ist nicht ein einziger über fünfundzwanzig. Nicht einen Tag darüber. Ehrenwort.«

Da der Stab der hochqualifizierten Mitarbeiter aus Tuppence und Albert bestand, war das die reine Wahrheit.

»Und nun zu den Tatsachen«, sagte Mr. Blunt.

»Ich möchte, daß Sie jemanden finden, der abhanden gekommen ist«, sprudelte der junge Mann hervor.

»Schön. Könnten Sie mir präzisere Angaben machen?«

»Ja, sehen Sie, das ist recht schwierig. Die Angelegenheit ist schrecklich heikel und verzwickt. Sie könnten es mir furchtbar übelnehmen. Ach, es ist wirklich sehr schwer zu erklären.«

Er blickte Tommy hilflos an. Tommy begann die

Angelegenheit Verdruß zu bereiten. Er war gerade im Begriff gewesen, zum Mittagessen zu gehen, und nun sollte er in langer und mühsamer Arbeit diesem Klienten die sachdienlichen Angaben wie Würmer aus der Nase ziehen.

»Ist sie freiwillig verschwunden, oder glauben Sie an Entführung?« fragte er scharf.

»Ich weiß es nicht«, stotterte der junge Mann, »ich weiß es wirklich nicht.«

Tommy griff nach Notizblock und Bleistift.

»Wollen Sie mir bitte erst einmal Ihren Namen nennen? Mein Bürolehrling hat strikte Anweisung, niemals nach Namen zu fragen. So bleibt jede Konsultation streng vertraulich.«

»Ausgezeichnet! Großartige Idee. Mein Name – hm – mein Name ist Smith.«

»O nein!« sagte Tommy. »Den wirklichen Namen, bitte!«

Sein Gegenüber warf ihm einen verzweifelten Blick zu. »Hm – ja – St. Vincent«, sagte er. »Lawrence St. Vincent.«

»Es ist merkwürdig«, meinte Tommy, »wie wenig Leute wirklich Smith heißen. Ich selbst kenne niemanden, der Smith heißt. Aber von zehn Leuten, die ihren wirklichen Namen verheimlichen wollen, nennen sich bestimmt neun Smith. Ich bin daran, eine Monographie über dieses Thema zu schreiben.«

In diesem Augenblick ertönte diskret ein leises Klingeln auf dem Schreibtisch. Das war das Zeichen, daß Tuppence einspringen wollte. Tommy war hungrig, Mr. St. Vincent war ihm nicht sehr sympathisch, und deswegen war er nur allzugern bereit, abzutreten.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte er und nahm den Hörer

ab.

Auf seinem Gesicht malten sich in rascher Folge Erstaunen, Bestürzung und Stolz.

»Was Sie nicht sagen!« sprach er ins Telefon. »Donnerwetter! Der Ministerpräsident persönlich? Ja, da komme ich natürlich gleich zu Ihnen.«

Er legte den Hörer wieder auf und wandte sich zu seinem Klienten.

»Mein lieber Freund, Sie müssen mich entschuldigen. Eine sehr ehrenhafte Berufung. Vertrauen Sie bitte die Einzelheiten des Falles meiner Privatsekretärin an; sie wird das Nötige veranlassen.«

Er schritt zur Zwischentür.

»Miss Robinson, bitte.«

Tuppence trippelte herein, adrett und sittsam mit ihren glattgekämmten schwarzen Haaren und dem zierlichen weißen Kragen. Tommy stellte die beiden einander vor und ging.

»Wie ich erfahren habe, Mr. St. Vincent, ist eine Dame, für die Sie sich interessieren, verschwunden«, sagte Tuppence mit ihrer sanftesten Stimme, setzte sich und nahm Mr. Blunts Block und Bleistift zur Hand. »Eine junge Dame?«

»O ja!« rief Mr. St. Vincent. »Jung – und – und – furchtbar hübsch und so.«

Tuppence zog ihr Gesicht in ernste Falten.

»O Gott«, murmelte sie, »ich hoffe bloß, daß …«

»Meinen Sie, daß ihr wirklich etwas zugestoßen ist?« fragte Mr. St. Vincent aufgeregt.

»Hoffen wir das Beste«, tröstete sie mit falscher Munterkeit, die auf Mr. St. Vincent sehr deprimierend wirkte.

»Miss Robinson, bitte, Sie müssen etwas unternehmen! Scheuen Sie keine Ausgaben. Man muß um alles in der Welt verhindern, daß ihr etwas geschieht! Sie sind eine verständnisvolle Seele, Miss Robinson, ich fühle es. Deswegen darf ich Ihnen gestehen, daß ich einfach die Erde küssen möchte, auf die sie ihren Fuß setzt. Sie ist einzig, absolut einzig!«

»Sagen Sie mir bitte ihren Namen und alles, was Sie von ihr wissen.«

»Ihr Name ist Janet – ich kenne ihren Nachnamen nicht. Sie arbeitet in einem Hutladen, bei Madam Violette in der Brook Street, aber sie ist die Rechtschaffenheit selbst. Hundertmal hat sie mich abgewiesen. Gestern abend habe ich auf sie gewartet, vor dem Haus von Madam Violette. Alle anderen sind herausgekommen, nur sie nicht. Dann stellte sich heraus, daß sie gar nicht zur Arbeit erschienen war. Ohne Nachricht zu geben. Die alte Madam war wütend darüber. Ich verschaffte mir die Adresse ihrer Wohnung und ging hin. Sie war am Abend vorher nicht nach Hause gekommen und niemand wußte, wo sie steckte. Ich war einfach außer mir. Ich wollte zur Polizei gehen. Aber wenn nichts passiert war und Janet einfach beschlossen hatte, ihre eigenen Wege zu gehen, dann würde sie mir diesen Schritt nie verzeihen, das wußte ich.

Dann erinnerte ich mich, daß sie mich einmal auf Ihre Anzeige in der Zeitung aufmerksam gemacht hatte; sie sagte, eine Frau, die ins Geschäft gekommen war, um einen Hut zu kaufen, habe in den höchsten Tönen von Ihrer Geschicklichkeit, Ihrer Diskretion und was weiß ich noch alles geschwärmt.

Deswegen bin ich gleich hergekommen.«

»Schön, schön«, sagte Tuppence. »Wie war gleich die Adresse ihrer Wohnung?«

Der junge Mann gab sie ihr.

»Das wäre alles, denke ich«, überlegte sie. »Das heißt – Sie sind wahrscheinlich verlobt mit diesem jungen Mädchen?«

Mr. St. Vincent wurde rot.

»Ja – nein – das heißt, nicht so richtig. Ich habe noch nichts gesagt. Aber ich kann Ihnen versichern: Sobald ich sie wiedersehe, halte ich um ihre Hand an. Aber werde ich sie jemals wiedersehen?«

Tuppence legte den Notizblock beiseite.

»Wünschen Sie unseren Spezialvierundzwanzigstunden-dienst?« fragte sie geschäftsmäßig.

»Was ist das?«

»Das Honorar ist doppelt so hoch, aber wir setzen unser gesamtes Personal ein, um den Fall zu bearbeiten. Mr. St. Vincent: Wenn die Dame noch am Leben ist, werde ich Ihnen morgen um diese Zeit sagen können, wo sie sich befindet.«

»Ach, das ist ja wunderbar!«

»Wir arbeiten nur mit Fachleuten – und wir garantieren den Erfolg«, erklärte Tuppence trocken.

»Großartig, wirklich großartig. Sie müssen ausgezeichnete Mitarbeiter haben!«

»Ja, das haben wir. Übrigens, Mr. St. Vincent, Sie haben mir die junge Dame noch nicht beschrieben?«

»Sie hat das herrlichste Haar – wie pures Gold, aber sehr dunkel – wie – wie die Abendsonne, wissen Sie? So golden wie das Abendrot. Bis vor kurzem habe ich solche Dinge wie Abendrot niemals beachtet. Auch Poesie nicht, ich komme langsam darauf, daß da allerhand dahinter steckt.«

»Rotes Haar«, bemerkte Tuppence sachlich. »Wie groß

ist die Dame ungefähr?«

»Mehr groß als klein, und sie hat hinreißende Augen, ein dunkles Blau. Und so eine entschlossene Art – es verschlägt einem manchmal richtig den Atem.«

Tuppence schrieb noch ein paar seiner Bemerkungen nieder, schloß dann ihr Notizbuch und stand auf.

»Kommen Sie morgen um zwei Uhr wieder. Ich glaube, wir werden eine Nachricht für Sie haben. Auf Wiedersehen, Mr. St. Vincent.«

Als Tommy zurückkam, war seine Frau gerade dabei, im *Who's who* nachzuschlagen.

»Ich weiß alle Einzelheiten«, erklärte sie kurz. »Lawrence St. Vincent ist der Neffe und Erbe des Grafen Cheriton. Wenn die Geschichte gut ausgeht, ist unser Ruf in den höchsten Kreisen gesichert.«

Tommy las aufmerksam durch, was seine Frau notiert hatte.

»Was, meinst du, ist wirklich los mit dem Mädchen?« fragte er.

»Ich glaube, ihr Herz befahl ihr zu fliehen, weil sie diesen jungen Mann zu sehr liebte.«

Tommy sah sie mißtrauisch an.

»Ich weiß, das kommt in Büchern vor«, meinte er, »aber ich habe noch nie ein Mädchen getroffen, das sich tatsächlich so benommen hätte.«

»Nein? Du hast wohl recht. Aber Lawrence St. Vincent wird diese Hintertreppenromantik ohne weiteres schlucken. Er ist gerade in der richtigen Stimmung dafür. Ich habe ihm übrigens Erfolg in vierundzwanzig Stunden garantiert – unser Spezialdienst.«

»Wie kommst du auf diesen absurden Gedanken?«

»Das ist mir gerade so eingefallen. Ich finde, es klingt

nicht übel. Mach dir bloß keine Sorgen. Überlasse alles mir.«

Sie verließ den Raum. Tommy war gar nicht zufrieden. Er stand auf, seufzte, verfluchte Tuppences allzu lebhafte Phantasie und machte sich dann auf den Weg, um zu retten, was noch zu retten war.

Als Tommy um halb fünf Uhr müde und erschöpft zurückkam, ertappte er Tuppence gerade dabei, wie sie eine Schachtel mit Teegebäck aus ihrem Versteck hinter einem Akten-Ordner hervorholte.

»Du siehst so abgespannt und vergrämt aus«, bemerkte sie.

»Was hast du unternommen?«

»Ich habe alle Krankenhäuser nach dem Mädchen abgeklappert«, stöhnte Tommy.

»Hab' ich dir nicht gesagt, du sollst das mir überlassen?«

»Du kannst doch dieses Mädchen nicht ganz allein, ohne Hilfe, bis morgen aufstöbern!«

»Weshalb nicht? Ich habe sie ja schon aufgestöbert.«

»Was? Wie meinst du das?«

»Ein sehr einfaches Problem, lieber Watson, wirklich sehr einfach.«

»Wo ist sie jetzt?«

Tuppence wies mit ihrer Hand über ihre Schulter: »In meinem Büro nebenan.«

»Was macht sie da?«

Tuppence lachte: »Ein Kessel, ein Gaskocher und ein halbes Pfund Tee vor ihrer Nase können nur zu einem positiven Resultat führen.« Sie sah ihn an.

»Siehst du«, fuhr sie freundlich fort, »die Sache ist so: Madam Violette ist die Modistin, bei der ich meine Hüte

kaufe.

Und neulich habe ich unter ihren Mädchen dort eine gute alte Freundin aus meiner Krankenhauszeit entdeckt. Sie hat nach dem Krieg die Krankenpflege aufgegeben und einen Hutladen aufgemacht. Als das schiefging, übernahm sie die Stelle bei Madam Violette. Wir haben das ganze Spiel unter uns abgekartet. Sie hatte dem jungen St. Vincent zuerst die Vorzüge unserer Agentur gründlich eingehämmert – und dann verschwand sie. Man staune über die Tüchtigkeit von *Blunts Brillanten Detektiven!* Ausgezeichnete Reklame für uns – und für den jungen St. Vincent der letzte Anstoß, der ihn endlich dazu bringen wird, um Janets Hand anzuhalten. Sie war schon ganz verzweifelt.«

»Da hört sich doch alles auf! Etwas so Amoralisches ist mir noch nicht vorgekommen! Du hilfst diesem jungen Mann, sich unstandesgemäß zu verehelichen? Ja, du stiftest ihn direkt dazu an?«

»Dummes Zeug!« rief Tuppence. »Janet ist ein Prachtkerl, und erstaunlicherweise ist sie tatsächlich bis über beide Ohren in diesen knieweichen Jüngling verliebt. Was seine Familie braucht, sieht man auf den ersten Blick: frisches Blut. Janet wird einen Mann aus ihm machen. Sie wird für ihn sorgen wie eine Mutter, die Leidenschaft für Cocktails und Nachtklubs etwas dämpfen und ihn dazu bringen, das solide, gesunde Leben eines Landjunkers zu führen. Komm, ich stelle dich vor.«

Tuppence öffnete die Tür ihres Büros, und Tommy folgte ihr.

Ein großes Mädchen mit wundervollem kupferrotem Haar und einnehmenden Zügen stellte den dampfenden Kessel nieder, den sie gerade in der Hand hielt, und wandte sich den beiden mit einem Lächeln zu, das ihre

regelmäßigen weißen Zähne sehen ließ.

»Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, Schwester Cowley – Pardon, Mrs. Beresford. Ich dachte, Sie würden vielleicht gerne eine Tasse Tee trinken. Wie oft haben Sie um drei Uhr früh für mich den Tee bereitet, damals im Krankenhaus!«

»Tommy«, sagte Tuppence, »das ist meine alte, liebe Freundin, Schwester Smith.«

»Smith sagst du? Smith – wie merkwürdig!« Tommy schüttelte die Hand des Mädchens. »Wie? Ach – nichts weiter; eine kleine Monographie, die ich zu schreiben gedenke.«

»Nimm dich zusammen, Tommy«, mahnte Tuppence und goß den Tee ein.

»Trinken wir also alle zusammen auf die Internationale Detektivagentur *Blunts Brillante Detektive* und auf ihren Erfolg! Möge sie niemals versagen!«

3

»Was, zum Teufel, tust du da?« fragte Tuppence, die beim Eintritt in das innere Heiligtum der Internationalen Detektivagentur *(Blunts Brillante Detektive)* ihren Herrn und Meister in einem Meer von Büchern und auf dem Boden liegend vorfand.

Tommy raffte sich mühsam auf.

»Ich wollte diese Bücher aufs oberste Regal stellen«, klagte er, »aber der verdammte Stuhl ist zusammengebrochen.«

»Was sind das denn für Bücher?« fragte Tuppence und nahm einen Band zur Hand. »*Der Hund von Baskerville.* Das würde ich gern wieder einmal lesen.«

»Verstehst du, was ich vorhabe?« Tommy staubte sorgfältig seinen Anzug ab. »*Verachtet mir die Meister nicht!* Weißt du, Tuppence, wir sind mehr oder weniger Amateure in diesem Geschäft. Freilich, in gewissem Sinn kann es gar nicht anders sein – aber es wäre gut, wenn wir uns das Handwerk aneignen würden. Diese Bücher sind Detektivromane, geschrieben von den größten Meistern dieser Kunst. Ich habe die Absicht, die Technik einiger Meister auszuprobieren und die Ergebnisse zu vergleichen.«

»Hm, hm«, sagte Tuppence, »ich frage mich oft, wie sich diese Detektive im wirklichen Leben verhalten hätten.« Sie nahm einen anderen Band auf. »Du wirst es nicht leicht haben, einen Thorndyke zu imitieren. Du hast keine medizinische Erfahrung und bist kein Jurist. Und die Naturwissenschaften sind, soviel ich weiß, auch nicht deine stärkste Seite.«

»Du magst recht haben«, gab Tommy zu. »Aber jedenfalls habe ich einen sehr guten Fotoapparat gekauft. Ich werde Fußspuren aufnehmen und die Negative vergrößern und so weiter. Nun, *mon ami*, streng deine kleinen grauen Zellen an – was ruft dieser Anblick in dir wach?«

Er wies auf das unterste Fach im Regal, in dem ein Morgenrock, ein türkischer Pantoffel und eine Geige lagen.

»Klar, mein lieber Watson«, sagte Tuppence.

»Stimmt«, meinte Tommy, »Sherlock Holmes.«

Er nahm die Geige und ließ den Bogen über die Saiten gleiten, während Tuppence sich verzweifelt die Ohren zuhielt.

In diesem Augenblick erklang ein leises Klingeln auf dem Schreibtisch; es verkündete, daß ein Klient im Vorzimmer war, wo Albert, der Laufbursche, mit ihm verhandelte.

Tommy legte die Geige hastig in die Schublade zurück und warf die Bücher hinter den Schreibtisch.

»Eigentlich haben wir keinen Grund zur Eile«, bemerkte er.

»Albert wird den Leuten die Geschichte von meinem dringenden Telefongespräch mit Scotland Yard auftischen. Geh in dein Büro und klappere auf deiner Schreibmaschine! Das gibt dem ganzen Betrieb die richtige Geschäftsatmosphäre. Nein, warte; ich habe eine bessere Idee: Ich werde dir etwas diktieren. Komm, schauen wir uns das Opfer erst einmal an, bevor es Albert hereinbringt.«

Sie näherten sich dem geschickt angebrachten Guckloch, durch das man das Vorzimmer überblicken konnte.

Draußen stand eine Frau, ungefähr in Tuppences Alter,

groß und dunkel, mit blassem Gesicht und spöttischen Augen.

»Kleider billig und unauffällig«, bemerkte Tuppence. »Laß sie hereinkommen, Tommy.«

Einen Augenblick später reichte der berühmte Mr. Blunt der jungen Frau die Hand zum Gruß, während Tuppence mit sittsam gesenkten Augen, Bleistift und Notizblock in der Hand, bescheiden neben ihm saß.

»Meine Privatsekretärin, Miss Robinson«, stellte Tommy mit einer Handbewegung vor. »Sie können ganz offen vor ihr sprechen.« Dann lehnte er sich einen Augenblick lang zurück, schloß halb die Augen und bemerkte in müdem Ton: »Der Omnibus war wohl sehr überfüllt?«

»Ich bin im Taxi gekommen«, sagte die Frau.

»Oh!« Tommy schien gekränkt. Sein Blick haftete vorwurfsvoll auf einer blauen Omnibusfahrkarte, die aus ihrem Handschuh hervorlugte. Die Augen der Frau folgten seinem Blick; sie lächelte und zog das Billett heraus.

»Sie meinen die Fahrkarte? Ich habe sie auf dem Gehsteig aufgelesen. Der Junge unseres Nachbarn sammelt sie.«

Tuppence hüstelte, und Tommy warf ihr einen vernichtenden Blick zu.

»Nun, zur Sache«, sagte er energisch. »Sie benötigen unseren Rat, Miss …?«

»Kingston Bruce ist mein Name«, sagte die Frau. »Wir leben in Wimbledon. Gestern abend hat eine Dame, die bei uns wohnt, eine wertvolle rosa Perle verloren. Mr. St. Vincent, der gestern auch bei uns zu Gast war, erwähnte Ihre Firma.

Nun hat mich meine Mutter heute morgen beauftragt,

mich zu erkundigen, ob Sie die Sache übernehmen möchten.«

Die Frau sprach mürrisch, fast feindselig. Ihre Mutter und sie waren offensichtlich in dieser Angelegenheit nicht einer Meinung gewesen. Sie war gegen ihren Willen gekommen.

»So, so«, Tommy war verdutzt. »Und Sie haben die Polizei nicht hinzugezogen?«

»Nein. Es wäre doch wirklich idiotisch, die Polizei zu rufen und dann festzustellen, daß diese blöde Perle einfach unter den Kamin gerollt ist.«

»Oh, dann ist sie vielleicht nur verlorengegangen?«

Miss Kingston Bruce zuckte die Schultern: »Die Leute machen so viel Aufhebens um nichts und wieder nichts«, murmelte sie.

Tommy räusperte sich. »Natürlich«, sagte er zweifelnd, »ich bin zur Zeit sehr beschäftigt …«

»Ja, ich verstehe vollkommen …« Die Frau stand rasch auf.

Tuppence bemerkte den Schimmer der Genugtuung in ihren Augen.

»… nichtsdestoweniger«, fuhr Tommy fort, »will ich mir die Zeit nehmen und einen Abstecher nach Wimbledon machen. Können Sie mir bitte die Adresse angeben?«

»Villa *Lorbeer*, Edgeworth Road.«

»Notieren Sie bitte, Miss Robinson!«

Miss Kingston Bruce zögerte einen Augenblick und sagte dann unwirsch: »Wir erwarten Sie also. Auf Wiedersehen.«

»Komische Frau«, bemerkte Tommy. »Ich bin nicht recht klug aus ihr geworden.«

»Ich frage mich, ob sie die Perle nicht selbst gestohlen hat? Komm, Tommy, wir wollen die Bücher da wegräumen und hinfahren. Übrigens – welche Rolle willst du spielen? Immer noch Sherlock Holmes?«

»Ich glaube, dafür brauche ich mehr Training. Die Geschichte mit der Omnibusfahrkarte war ein Reinfall, wie?«

»Ja«, meinte Tuppence, »an deiner Stelle würde ich mit dieser Frau vorsichtiger sein. Sie ist scharf wie ein Messer. Außerdem hat sie Kummer, die Arme.«

»Ich nehme an«, sagte Tommy sarkastisch, »daß du ihren ganzen Charakter an der Form ihrer Nase abgelesen hast!«

»Ich will dir sagen, was wir meiner Ansicht nach wahrscheinlich in der Villa *Lorbeer* finden werden«, entgegnete Tuppence unerschüttert. »Ein Haus voller Snobs, ängstlich bemüht, nur in den besten Kreisen zu verkehren; der Vater – wenn es überhaupt einen Vater gibt – ist sicher Offizier gewesen. Die Frau fügt sich dieser steifen Lebensart und verachtet sich selbst deswegen.«

Tommy warf einen letzten Blick auf die Bücher, die nun in Reih und Glied auf dem Bücherbrett standen, und sagte nachdenklich: »Ich glaube, heute bin ich Thorndyke.«

»Der Fall scheint aber mit Gerichtsmedizin nicht viel zu tun zu haben.«

»Vielleicht nicht. Aber ich habe solche Lust, meine neue Kamera zu verwenden! Sie hat angeblich die großartigste Linse, die man sich wünschen kann.«

»Ich kenne diese Art von Apparaten! Bis man mit unendlicher Mühe die Blende, die Belichtung, die Entfernung und alles andere eingestellt hat, entsteht Blutleere im Gehirn, und man sehnt sich plötzlich nach einer alten Kodak.«

»Nur Leute ohne Ehrgeiz geben sich mit einer alten Kodak zufrieden.«

»Ich wette, ich mache bessere Fotos damit als du!«

Tommy überhörte die Herausforderung. »Ich sollte einen Pfeifenputzer haben, wie Thorndyke. Weißt du, wo man so etwas kaufen kann?«

»Wie wäre es mit dem Patentkorkenzieher, den du von Tante Araminta zu Weihnachten bekommen hast?« schlug Tuppence vor.

»Gute Idee. Auf den ersten Blick hielt ich ihn für eine merkwürdige Höllenmaschine. Übrigens, ein komisches Geschenk von einer strengen Abstinenzlerin.«

»Ich«, sagte Tuppence, »werde heute Polton darstellen.«

Tommy lächelte spöttisch. »Ausgerechnet Polton! Du wirst kaum in seine Fußstapfen treten können.«

»Warum nicht? Ich kann mir die Hände reiben, wenn ich zufrieden bin. Das genügt für den Anfang. Und ich erwarte, daß du von allen verdächtigen Fußspuren Gipsabdrücke anfertigen wirst – oder nicht?«

Darauf konnte Tommy leider nichts mehr erwidern. Er steckte den Korkenzieher ein; dann holten sie den Wagen aus der Garage und machten sich auf den Weg nach Wimbledon.

Villa *Lorbeer* war ein großes Haus, gekrönt von Giebeln und Türmchen; es hatte erst vor kurzem einen frischen Anstrich bekommen und war von Blumenbeeten umgeben.

Ein stattlicher Mann mit kurzgeschnittenem weißen Schnurrbart und übertrieben martialischem Auftreten öffnete die Tür, ohne Tommy erst Zeit zum Klingeln zu lassen.

»Ich habe Sie schon erwartet!« erklärte er mit viel Nachdruck.

»Mr. Blunt, nicht wahr? Ich bin Oberst Kingston Bruce. Darf ich Sie in mein Arbeitszimmer bitten?«

Er führte sie in einen kleinen Raum im rückwärtigen Teil des Hauses.

»Der junge St. Vincent hat mir von Ihrer Firma vorgeschwärmt. Ihre Anzeige war mir selbst auch schon aufgefallen. Diese Neueinführung: garantierter Vierundzwanzigstundendienst – ganz hervorragend! Das ist genau das, was ich brauche.«

Tommy verfluchte im stillen die Leichtfertigkeit seiner Frau, die dieses geniale Detail erfunden hatte, sagte aber kühl: »Gewiß, Oberst.«

»Die Sache ist wirklich peinlich, äußerst peinlich.«

»Würden Sie so freundlich sein, mir zu berichten, was eigentlich geschehen ist?« Tommys Ton war ein bißchen ungeduldig.

»Natürlich, sofort. Eine alte, sehr liebe Freundin ist zur Zeit bei uns zu Gast – Lady Laura Barton, die Tochter des verstorbenen Grafen Carrowway. Der jetzige Träger des Namens, ihr Bruder, hat neulich im Oberhaus eine packende Rede gehalten. Wie gesagt – sie ist eine alte, liebe Freundin von uns. Die Hamilton-Betts – amerikanische Freunde, die erst kürzlich herübergekommen sind – wollten um jeden Preis ihre Bekanntschaft machen. ›Nichts einfacher als das‹, erklärte ich ihnen, ›sie ist gerade bei uns zu Gast. Kommen Sie doch auch übers Wochenende‹. Sie wissen ja, was für einen Amerikaner ein Adelstitel bedeutet!«

»Und für andere Leute manchmal auch, nicht wahr, Oberst?«

»Ach, nur allzu wahr, mein Lieber. Nichts ist mir so verhaßt wie ein Snob. Also, wie gesagt, die Betts sind übers Wochenende auf Besuch gekommen. Gestern abend,

beim Bridge, brach plötzlich der Verschluß der Kette, die Mrs. Hamilton-Betts trug; sie nahm den Schmuck ab und legte ihn auf ein Tischchen in der Absicht, ihn später in ihr Zimmer hinaufzunehmen. Aber dann ließ sie ihn dort liegen. Sie müssen wissen, Mr. Blunt, daß der Anhänger aus zwei Diamantflügelchen bestand, an denen eine große rosa Perle hing. Heute früh fand man die Kette dort, wo Mrs. Betts sie liegen gelassen hatte, aber die Perle – eine Perle von kolossalem Wert – war weg. Abgerissen.«

»Wer hat die Kette gefunden?«

»Das Stubenmädchen – Gladys Hill.«

»Ist sie verdächtig?«

»Sie ist seit mehreren Jahren bei uns und hat uns niemals Anlaß zur Beschwerde gegeben. Aber man weiß ja nie …«

»Gewiß. Würden Sie mir bitte Ihr Personal beschreiben und mir sagen, wen Sie gestern zu Tisch hatten?«

»Da ist zuerst einmal die Köchin; sie ist zwar erst seit zwei Monaten bei uns, aber sie hat nie im Salon zu tun; dasselbe gilt für das Küchenmädchen. Dann das Hausmädchen, Alice Cummings. Auch sie ist schon seit ein paar Jahren bei uns.

Und Lady Lauras Zofe, natürlich. Sie ist Französin.«

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, war vielsagend. Aber die Nationalität der Zofe schien Tommy nicht zu beeindrucken. Er sagte: »Gewiß doch. Und die Abendgesellschaft?«

»Mr. und Mrs. Betts, wir drei, meine Frau, meine Tochter und ich, und Lady Laura. Der junge St. Vincent aß mit uns zu Abend, und Mr. Rennie kam auf einen Sprung nach dem Essen.«

»Wer ist Mr. Rennie?«

»Ein sehr lästiger Bursche, ein Sozialist. Sieht gut aus,

blendender Redner. Aber ich gestehe Ihnen offen – ich traue dem Mann nicht über den Weg. Ein gefährlicher Bursche.«

Tommy meinte trocken: »Es ist also Mr. Rennie, den Sie verdächtigen?«

»Richtig, Mr. Blunt. Bei *den* Ansichten kann man keine Prinzipien haben. Nichts einfacher für ihn, als die Perle abzureißen, während wir in unser Spiel vertieft waren. Es war zeitweise sehr spannend: mein gedoppeltes Sans-Atout zum Beispiel … und auch der peinliche Wortwechsel, als meine Frau ungeschickterweise nicht Farbe bekannt hatte.«

»Ja, ja, gewiß. Aber wie verhält sich eigentlich Mrs. Betts in dieser Angelegenheit?«

»Sie wollte mich dazu überreden, die Polizei zu rufen«, sagte Oberst Kingston Bruce widerstrebend. »Natürlich erst, nachdem wir alles abgesucht hatten; die Perle konnte ja schließlich von selbst herausgefallen sein.«

»Aber Sie haben sich nicht überreden lassen?«

»Mir ging es gegen den Strich, die Sache an die große Glocke zu hängen; meine Frau und meine Tochter stimmten mir zu.

Dann fiel meiner Frau wieder ein, was der junge St. Vincent gestern beim Abendessen von Ihrer Firma und dem Vierundzwanzigstundendienst erzählt hatte.«

»So, so«, brummte Tommy verlegen.

»Jedenfalls kann man uns keinen Vorwurf machen. Wenn wir die Polizei erst morgen rufen, können wir uns damit entschuldigen, daß wir die ganze Zeit nach dem Kleinod gesucht hätten, weil wir glaubten, es sei verlorengegangen. Übrigens – wir haben niemandem gestattet, heute morgen das Haus zu verlassen.«

»Außer Ihrer Tochter«, warf Tuppence ein, die sich zum erstenmal am Gespräch beteiligte.

»Außer meiner Tochter, natürlich. Sie erklärte sich sofort bereit, Ihnen den Fall zu unterbreiten.«

Tommy stand auf. »Wir wollen unser möglichstes tun, um Sie zufriedenzustellen, Oberst. Jetzt würde ich mir gern den Salon ansehen und den Tisch, auf den der Schmuck gelegt wurde. Dann möchte ich auch Mrs. Betts noch ein paar Fragen stellen. Zuletzt werde ich die Dienstboten verhören – oder nein, Miss Robinson wird diese Arbeit übernehmen.«

Er verzagte beim bloßen Gedanken an so ein Verhör.

Oberst Kingston Bruce stieß die Tür auf und führte sie durch die Halle. In diesem Augenblick hörten sie die Stimme des Mädchens, das heute morgen in die Agentur gekommen war.

Sie trat aus dem Zimmer, dem sie sich gerade näherten, und weil die Tür offenstand, konnte man deutlich die Worte verstehen: »Du weißt genau, Mutter, daß sie tatsächlich einen Teelöffel in ihrem Muff nach Hause gebracht hat.«

Gleich darauf wurden sie Mrs. Kingston Bruce vorgestellt, einer Dame mit weinerlicher Stimme und phlegmatischer Gemütsart. Ihre Tochter quittierte den Gruß der Neuankömmlinge nur mit einer leichten Neigung des Kopfes. Sie war mürrischer denn je.

Mrs. Kingston Bruce hielt einen langen Vortrag. »… ich weiß, wem *ich* diesen Diebstahl zutrauen würde«, schloß sie ihre Rede. »Diesem fürchterlichen sozialistischen Kerl: Er liebt die Russen und die Deutschen und haßt die Engländer – was können Sie da nicht alles erwarten!«

»Er hat sie nicht angerührt!« sagte Miss Kingston heftig. »Ich hätte es unbedingt sehen müssen.«

Ihr Blick war herausfordernd, ihr Kinn hoch erhoben.

Um die Gemüter zu beruhigen, bat Tommy um eine Unterredung mit Mrs. Betts. Als Mr. und Mrs. Kingston Bruce in Begleitung ihrer Tochter den Raum verlassen hatten, um Mrs. Betts zu suchen, pfiff Tommy nachdenklich vor sich hin: »Ich möchte bloß wissen, wer einen Teelöffel im Muff versteckt hatte …«

»Das habe ich mich eben auch gefragt«, erwiderte Tuppence.

Mrs. Betts stürmte ins Zimmer, von ihrem Mann begleitet.

Sie war eine stattliche Frau mit einer energischen Stimme. Er machte einen verschüchterten Eindruck, und man sah ihm die schlechte Verdauung an.

»Wie ich höre, Mr. Blunt, sind Sie ein Privatdetektiv, der einen Auftrag im Handumdrehen erledigt?«

»Handumdrehen ist ein zutreffender Ausdruck, Mrs. Betts.

Kann ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

Alles Weitere verlief rasch und glatt: Man zeigte Tommy das beschädigte Schmuckstück, den Tisch, auf dem es gelegen hatte, und Mr. Betts erwachte schließlich aus seiner Schweigsamkeit, um den Dollarwert der gestohlenen Perle bekanntzugeben.

Und unterdessen hatte Tommy das beklemmende Gefühl, nicht einen Schritt weiterzukommen.

»Ich glaube, das genügt«, bemerkte er schließlich. »Miss Robinson, bringen Sie doch bitte den Fotoapparat aus der Halle!«

Miss Robinson gehorchte.

»Eine kleine Erfindung von mir«, erklärte Tommy. »Dem Aussehen nach ist es zwar ein ganz gewöhnlicher

Fotoapparat, aber …« Er ließ den Satz unvollendet und empfand eine gewisse Genugtuung, als die Betts sich beeindruckt zeigten.

Er fotografierte die Kette, den Tisch, auf dem sie gelegen hatte, und machte ein paar Aufnahmen von den Wohnräumen.

Dann wurde Miss Robinson beauftragt, das Personal auszufragen; und angesichts der gespannten Erwartung, die auf den Gesichtern von Oberst Kingston Bruce und Mrs. Betts zu lesen war, fühlte sich Tommy verpflichtet, ein paar treffende Worte zu sprechen.

»Die Sache liegt folgendermaßen: Entweder ist die Perle noch im Haus, oder sie ist nicht mehr im Haus«, äußerte er gewichtig.

»Sehr richtig!« pflichtete der Oberst bei, und seine Stimme verriet mehr Respekt, als Tommys Bemerkung vielleicht verdient hätte.

»Wenn sie nicht mehr im Hause ist, muß sie irgendwo anders sein – aber wenn sie noch im Hause ist, muß sie hier versteckt sein …«

»Das Haus muß man durchsuchen!« fiel Oberst Kingston Bruce ein und nickte zustimmend mit dem Kopf.

»Ganz richtig. Und ich gebe Ihnen freie Hand, Mr. Blunt.

Durchstöbern Sie das Haus vom Dachboden bis zum Keller!«

»Oh – Charles!« flüsterte Mrs. Kingston Bruce mit Tränen in der Stimme, »hältst du das für vernünftig? Das wird den Dienstboten gar nicht gefallen, ich bin überzeugt, daß sie kündigen werden!«

»Wir werden ihre Räume zuletzt durchsuchen«, sagte Tommy beruhigend. »Zweifellos hat der Dieb das

Schmuckstück an einem Ort versteckt, wo man es am wenigsten vermutet.«

»Ich glaube, ich habe so etwas Ähnliches schon mal gelesen«, stimmte der Oberst zu.

»Sie entsinnen sich wahrscheinlich an den Strafprozeß Bailey, der einen Präzedenzfall geschaffen hat.«

»Hm … tja …«, der Oberst verstummte und bekam einen roten Kopf.

»Nun, der unwahrscheinlichste Ort im Haus ist wohl das Schlafzimmer von Mrs. Betts«, fuhr Tommy fort.

»Mein Schlafzimmer! Das wäre ja *zu* drollig!« rief Mrs. Betts voller Bewunderung.

Ohne weitere Umstände führte sie Tommy in ihr Zimmer, wo er abermals einige Aufnahmen mit seiner Spezialkamera machte.

Tuppence gesellte sich zu ihnen. »Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, Mrs. Betts, wenn meine Assistentin Ihre Garderobe durchsucht?«

»Aber nein, gewiß nicht! Brauchen Sie mich hier noch?«

Tommy versicherte, es sei kein Grund vorhanden, sie noch länger aufzuhalten, und Mrs. Betts verließ das Zimmer.

»Wir können natürlich dieses Theater fortsetzen«, meinte Tommy. »Aber meiner Ansicht nach haben wir nicht die leiseste Aussicht, das Zeug zu finden. Der Teufel soll dich holen, Tuppence, mit deinem Vierundzwanzigstundenmärchen!«

»Jetzt laß mich mal reden«, sagte Tuppence energisch. »Die Dienstboten sind in Ordnung, davon bin ich überzeugt. Aber von der französischen Zofe habe ich etwas Interessantes erfahren: Als Lady Laura voriges Jahr hier zu Besuch war, wurde sie oft von Freunden der

Familie Kingston Bruce zum Tee eingeladen. Als sie eines Abends nach Hause kam, fiel ein Teelöffel aus ihrem Muff. Man nahm natürlich an, der Löffel sei zufällig in den Muff hineingefallen. Ich brachte das Gespräch auf ähnliche Diebstähle, und dabei erfuhr ich noch viele interessante Einzelheiten. Lady Laura ist ständig bei irgendwelchen Freunden zu Gast. Sie besitzt keinen Penny und ist dauernd auf der Jagd nach einem bequemen Quartier bei Leuten, denen ein Adelstitel noch etwas bedeutet. Vielleicht ist das bloß ein Zufall – vielleicht steckt aber auch mehr dahinter: jedenfalls haben fünf Diebstähle stattgefunden, während sie bei verschiedenen Leuten wohnte; manche waren belanglos, aber bei einigen handelte es sich um wertvollen Schmuck.«

»Sieh mal an!« Tommy stieß einen langgezogenen Pfiff aus.

»Weißt du, wo die alte Eule ihr Zimmer hat?«

»Gegenüber.«

»Da wäre es wohl am besten, wir schlüpften schnell mal hinüber und stöberten ein bißchen.«

Die Tür des gegenüberliegenden Zimmers stand weit offen.

Das Zimmer war sehr geräumig und war mit weißgestrichenen Möbeln und rosa Vorhängen ausgestattet. Eine innere Türe führte weiter in das Badezimmer. Im Rahmen dieser Tür erschien ein schlankes dunkelhaariges und sehr adrett gekleidetes Mädchen.

Ein Ausruf der Überraschung lag auf ihren Lippen, aber Tuppence beruhigte sie mit den Worten: »Mr. Blunt, das ist Elise, Lady Lauras Zofe.«

Tommy trat über die Schwelle des Badezimmers und bewunderte im stillen die prächtige und hochmoderne Einrichtung.

Er versuchte den Argwohn zu zerstreuen, der auf den Zügen des Mädchens zu lesen war.

»Sie haben viel Arbeit, Mademoiselle Elise, nicht wahr?«

»Ja, Monsieur, ich reinige das Bad.«

»Vielleicht können Sie mir statt dessen beim Fotografieren behilflich sein. Ich habe hier eine Spezialkamera und mache damit Innenaufnahmen von allen Räumen des Hauses.«

In diesem Augenblick schlug die Verbindungstür zum Schlafzimmer hinter ihm zu. Elise zuckte bei dem Lärm zusammen.

»Das war offenbar der Wind«, meinte Tuppence.

»Wir wollen ins Zimmer zurückgehen«, sagte Tommy.

Elise wollte ihnen die Tür aufmachen, aber der Türknopf quietschte, ohne daß die Tür nachgab.

»Was ist los?« fragte Tommy scharf.

»Ach, Monsieur, jemand muß auf der anderen Seite abgeschlossen haben!« Die Zofe nahm ein Handtuch und versuchte es noch einmal. Diesmal ließ sich der Knopf ohne Schwierigkeiten drehen, und die Tür ging auf.

»*Voilà qui est curieux!* Sie hat wahrscheinlich geklemmt«, meinte Elise verwirrt. Im Schlafzimmer war niemand. Tommy baute seinen Apparat auf. Tuppence und Elise folgten seinen Anordnungen. Aber sein Blick schweifte immer wieder zur Verbindungstür zurück.

»Ich wüßte gar zu gerne«, murmelte er vor sich hin, »warum diese Tür geklemmt hat.«

Er untersuchte sie sorgfältig, öffnete und schloß sie mehrere Male. Sie funktionierte einwandfrei.

»Noch eine Aufnahme«, sagte er seufzend. »Könnten Sie bitte den rosa Vorhang zurückschlagen, Mademoiselle

Elise? Danke, sehr gut! Halten Sie ihn so einen Augenblick!«

Das Klicken des Auslösers ertönte. Tommy reichte Elise eine der belichteten Platten zum Halten und überließ das Stativ seiner Frau, während er die Kamera sorgfältig verwahrte. Unter einem Vorwand verabschiedete er Mademoiselle Elise, und sobald sie das Zimmer verlassen hatte, packte er Tuppence am Arm und sagte hastig: »Ich habe eine Idee. Kannst du dich hier beschäftigen? Durchsuch alle Zimmer – das wird eine Zeitlang dauern. Versuch die alte Eule, Lady Laura, zum Sprechen zu bringen, aber erschreck sie nicht! Sag ihr, daß du das Hausmädchen verdächtigst. Aber auf keinen Fall darf sie das Haus verlassen. Ich nehme den Wagen und komme so schnell wie möglich zurück.«

»Einverstanden. Aber sei dir deiner Sache nur nicht zu sicher! Du hast etwas vergessen!«

»Was denn?«

»Die Tochter. Irgend etwas stimmt nicht mit dem Mädchen. Ich habe herausgefunden, wann sie das Haus heute morgen verlassen hat. Sie hat von hier bis zu unserem Büro zwei Stunden gebraucht. Das ist unmöglich. Wohin ist sie gegangen, bevor sie zu uns kam?«

»Da ist etwas dran«, gab Tommy zu. »Nun, verfolg jede Spur, solange du willst, aber laß nur Lady Laura nicht aus dem Haus! Was ist denn das?«

Sein feines Ohr hatte draußen auf dem Treppenabsatz ein leichtes Rascheln vernommen. Er trat vor die Tür, aber auf dem Flur war niemand zu sehen.

»Nun, auf Wiedersehen. Ich komme zurück, so schnell ich kann.«

Tuppence hatte gar kein gutes Gefühl, als sie Tommy mit dem Auto wegfahren sah. Er schien seiner Sache so

sicher zu sein, aber sie begriff nicht, warum. Da gab es ein oder zwei Dinge, die sie nicht recht verstand.

Sie stand noch am Fenster und schaute auf die Straße hinunter, als ein Mann aus dem schützenden Torbogen des gegenüberliegenden Hauses trat, die Straße überquerte und an der Haustür klingelte.

Wie der Blitz rannte Tuppence aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Gladys Hill, das Hausmädchen, tauchte gerade aus den hinteren Räumen auf, aber Tuppence wies sie gebieterisch zurück. Dann ging sie zur Eingangstür und öffnete sie.

Ein schlanker junger Mann in einem schlechtsitzenden Anzug und mit brennenden dunklen Augen stand auf der Schwelle. Er zögerte einen Augenblick und fragte dann:

»Ist Miss Kingston Bruce zu Hause?«

»Treten Sie bitte ein«, sagte Tuppence.

Sie trat beiseite, um ihn hereinzulassen.

»Mr. Rennie, wenn ich mich nicht irre?« Ihre Stimme war sanft.

Er warf ihr einen schnellen Blick zu.

»Hm … ja.«

»Bemühen Sie sich hier herein, bitte.«

Sie öffnete die Tür des Arbeitszimmers. Der Raum war leer; Tuppence ließ den Gast vorangehen und schloß die Tür hinter sich. Mit finsterem Blick drehte Mr. Rennie sich nach ihr um.

»Ich möchte Miss Kingston Bruce sprechen.«

»Ich weiß nicht, ob das möglich ist«, sagte Tuppence gelassen.

»Wer sind Sie denn, zum Teufel?« fragte Mr. Rennie grob.

»Internationale Detektivagentur«, warf Tuppence kurz hin – und sie bemerkte, wie er zusammenzuckte.

»Nehmen Sie Platz, Mr. Rennie«, fuhr Tuppence fort. »Vor allem müssen Sie wissen, daß wir genau über den Besuch im Bilde sind, den Ihnen Miss Kingston Bruce heute morgen abgestattet hat.«

Es war ein Schuß ins Blaue, aber er saß.

»Wir möchten nur die Perle wiederhaben, Mr. Rennie. Keiner im Haus wünscht, daß die Sache in die Öffentlichkeit dringt. Könnten wir das nicht unter der Hand regeln?«

Der junge Mann sah sie scharf an.

»Es fragt sich nur, was Sie eigentlich wissen«, sagte er nachdenklich. »Lassen Sie mich einen Augenblick überlegen.«

Er barg sein Gesicht in den Händen und stellte dann eine ganz unerwartete Frage: »Sagen Sie mal, ist es wirklich wahr, daß der junge St. Vincent verlobt ist?«

»Selbstverständlich. Ich kenne das Mädchen.«

Mr. Rennie wurde plötzlich vertraulich. »Hier war es höllisch. Sie haben ihn früh, mittags und abends zu Gast geladen – und mit aller Gewalt versucht, ihn Beatrice anzuhängen. Nur weil er eines Tages einen Adelstitel erbt. Wenn's nach mir ginge …«

»Wir wollen nicht politisieren«, unterbrach ihn Tuppence hastig. »Möchten Sie mir nicht sagen, warum Sie glauben, daß Miss Kingston Bruce die Perle genommen hat, Mr. Rennie?«

»Aber wieso denn …«

»Doch, Sie glauben es«, sagte Tuppence ruhig. »Sie warteten, bis der Detektiv mit dem Wagen wieder abfuhr, glaubten, daß die Luft rein sei, klingelten dann an der Tür

und fragten nach Miss Kingston Bruce. Die Sache ist sonnenklar. Wenn Sie die Perle selbst genommen hätten, wären Sie nicht halb so aufgeregt.«

»Sie war so eigenartig heute morgen«, sagte der junge Mann.

»Sie kam und erzählte mir von dem Diebstahl. Sie sei unterwegs, um einen Privatdetektiv zu holen. Sie wollte etwas sagen, brachte es dann aber doch nicht heraus.«

»Ich will die Perle, sonst nichts. Sie sollten mit ihr sprechen.«

In diesem Augenblick öffnete Oberst Kingston Bruce die Tür.

»Das Essen ist serviert, Miss Robinson. Sie werden doch mit uns essen, hoffe ich. Der …« Er unterbrach sich und starrte auf den neuen Gast.

»Offensichtlich haben Sie nicht die Absicht, mich zu Tisch zu laden«, sagte Mr. Rennie. »Gut. Ich gehe.«

»Kommen Sie später wieder!« flüsterte Tuppence ihm zu, als er an ihr vorbeiging.

Tuppence folgte Oberst Kingston Bruce, der immer noch etwas über die ›verdammte Unverfrorenheit gewisser Leute‹ in seinen Bart murmelte, in das riesige Speisezimmer, wo die Familie bereits versammelt war. Nur eine Person von den Anwesenden war Tuppence unbekannt.

»Lady Laura, diese junge Dame ist Miss Robinson, die uns freundlicherweise beisteht.«

Lady Laura beugte den Kopf vor und betrachtete Tuppence durch ihren Kneifer. Sie war groß und schlank, ihr Lächeln war traurig, ihre Stimme sanft, aber ihre Augen waren hart und böse. Tuppence begegnete ihrem Blick frei und offen.

Schließlich senkte Lady Laura die Augen.

Nach dem Essen nahm Lady Laura das Gespräch mit liebenswürdiger Neugierde auf. Wie stehen die Dinge? Klärt sich der Fall? Tuppence sprach mit dem nötigen Nachdruck von dem Verdacht, der auf dem Hausmädchen lastete, aber ihre Gedanken weilten nicht wirklich bei Lady Laura. Lady Laura mochte Teelöffel und andere Dinge in ihren Kleidern verstecken – aber für Tuppence stand es außer Zweifel, daß nicht sie die rosa Perle gestohlen hatte.

Dann machte sich Tuppence sofort wieder an die Durchsuchung des Hauses. Die Stunden vergingen. Tommy war immer noch nicht zurückgekommen, aber auch Mr. Rennie ließ sich nicht mehr blicken, was Tuppence noch viel mehr beunruhigte.

Beim Verlassen eines Schlafzimmers im ersten Stock stieß sie plötzlich auf Beatrice Kingston Bruce, die soeben die Treppe herunterkam. Sie trug Mantel und Hut.

»Ich fürchte, Sie können das Haus jetzt nicht verlassen«, sagte Tuppence.

Die Frau blickte hochmütig auf sie herab.

»Ob ich ausgehe oder nicht, ist nicht Ihre Sache«, entgegnete sie kühl.

»Es ist aber meine Sache, die Polizei davon zu verständigen«, meinte Tuppence.

Die Frau wurde totenbleich.

»Nein, bitte nicht, ich bleibe ja da, bitte tun Sie das nicht!«

Sie klammerte sich flehend an Tuppences Arm.

»Liebe Miss Kingston Bruce«, sagte Tuppence lächelnd, »die Sache war mir von Anfang an vollkommen klar. Ich …«

Aber sie wurde unterbrochen. Unter dem Eindruck ihrer Begegnung mit Miss Kingston Bruce hatte Tuppence die Türglocke überhört. Zu ihrem Erstaunen sah sie plötzlich Tommy mit langen Sätzen die Treppe heraufeilen, und unten in der Halle stand ein großer, stämmiger Mann, der seinen Hut in den Händen drehte.

»Inspektor Marriot von Scotland Yard«, stellte er sich grinsend vor.

Mit einem Aufschrei befreite sich Beatrice Kingston Bruce aus Tuppences Händen und stürzte die Treppe hinunter, gerade als sich die Haustür öffnete, um Mr. Rennie einzulassen.

»Jetzt hast du mir alles verdorben!« klagte Tuppence.

»Was?« rief Tommy und rannte in Lady Lauras Zimmer. Er verschwand in ihrem Badezimmer, nahm das große Stück Badeseife aus dem Seifennapf und kam damit aus dem Zimmer, als der Inspektor gerade die Treppe heraufstieg.

»Sie hat keine Schwierigkeiten gemacht«, verkündete dieser ruhig. »Sie ist keine Anfängerin und weiß, wann das Spiel verloren ist. Aber wo ist die Perle?«

»Ich nehme fast an, daß Sie sie hier in der Seife finden werden«, erklärte Tommy und deutete auf seine rechte Hand.

Die Augen des Inspektors blitzten voller Anerkennung.

»Das ist ein alter Trick, und ein guter noch dazu. Man zerschneidet ein Stück Seife; höhlt einen Raum für das Juwel aus, klappt die Hälften wieder zusammen und verreibt dann die Schnittstelle mit warmem Wasser. Das herauszufinden – wirklich ausgezeichnete Arbeit, Sir.«

Tommy schmunzelte über das Kompliment. Tuppence und er gingen die Treppe hinunter. Oberst Kingston Bruce

stürzte ihm entgegen und schüttelte ihm begeistert die Hand.

»Lieber Freund, ich kann Ihnen nicht genug danken. Lady Laura möchte Ihnen auch ihre Dankbarkeit aussprechen!«

»Es war uns ein Vergnügen, Sie zufriedenzustellen«, sagte Tommy. »Aber leider kann ich nicht bleiben. Ich habe eine sehr dringende Verabredung. Mit dem Innenminister.«

Er eilte hinaus und sprang in seinen Wagen. Tuppence ließ sich auf den Nebensitz fallen.

»Aber Tommy«, rief sie, »wieso haben sie Lady Laura denn nicht verhaftet?«

»Oh«, sagte Tommy, »ich habe es dir noch nicht gesagt? Sie haben nicht Lady Laura verhaftet, sondern Elise, ihre Zofe.«

Tuppence saß da wie vom Donner gerührt.

»Ja, siehst du«, fuhr Tommy fort, »ich habe selbst oft versucht, mit seifigen Händen eine Tür zu öffnen. Es ist unmöglich – die Finger rutschen ab. Da habe ich mich gefragt, wie Elise dazu kommen mochte, soviel Seife auf ihre Hände zu schmieren. Sie hat ein Handtuch genommen – erinnerst du dich noch? Deswegen waren nachher keine Seifenspuren mehr auf dem Türknopf. Ich überlegte mir, daß eine Berufsdiebin als Zofe einer an Kleptomanie leidenden Dame, die noch dazu ständig in reichen Häusern zu Gast ist, ungestört ihrem Beruf nachgehen kann. Es gelang mir, ein Foto von ihr anzufertigen, dann drückte ich ihr die belichtete Platte in die Hand und begab mich schließlich zum lieben alten Scotland Yard. Die Platte wurde schnell entwickelt, die Fingerabdrücke identifiziert: Elise war eine alte, lang verschollene Bekannte. Keine schlechte Einrichtung, dieses Scotland Yard.«

Tuppence hatte ihre Stimme wieder gefunden. »Unglaublich, daß diese zwei jungen Dummköpfe sich gegenseitig ohne jeden Grund verdächtigten, nur aus Gefühlsduselei! Aber warum hast du mir nicht verraten, was du vorhattest, als du abfuhrst?«

»Erstens, weil ich vermutete, daß Elise hinter der Tür lauschte, und zweitens …«

»Nun?«

»Mein gelehrter Freund vergißt, daß Thorndyke immer erst im entscheidenden Augenblick den Mund aufmacht. Ihr habt mich neulich zwei zu eins geschlagen, du und deine Janet Smith. Heute sind wir wieder quitt.«

4

Es war ein verregneter Mittwoch. Tuppence saß im Büro der Internationalen Detektivagentur und ließ den *Daily Leader* müßig aus den Händen gleiten.

»Weißt du, was ich denke, Tommy?«

»Unmöglich zu erraten. Du denkst so vielerlei und an alles zur gleichen Zeit.«

»Ich denke, wir sollten wieder einmal tanzen gehen.«

Tommy nahm hastig die Zeitung auf.

»Unsere Anzeige macht sich gut«, bemerkte er, den Kopf zur Seite gebeugt. »*Blunts Brillante Detektive.* Das bist du, Tuppence, du allein, die *brillanten Detektive.* Ist dir das klar? Ruhm und Ehre dem Helden!«

»Ich sprach vom Tanzen!«

»Es ist doch merkwürdig mit diesen Zeitungen. Mir ist da etwas aufgefallen, und ich wollte gerne wissen, ob du es auch bemerkt hast. Nimm diese drei Ausgaben des *Daily Leader.*

Kannst du mir sagen, worin sie sich voneinander unterscheiden?«

Neugierig geworden, nahm Tuppence die Blätter zur Hand.

»Das scheint mir nicht schwierig zu sein: Eine Zeitung ist von heute, die andere von gestern und die dritte von vorgestern«, bemerkte sie herablassend.

»Wirklich brillant, mein lieber Watson! Aber das war es nicht, was ich meinte. Betrachte den Titel: *Daily Leader.* Vergleiche die drei – siehst du keinen Unterschied?«

»Nein, wirklich nicht. Ich glaube auch nicht, daß einer

besteht.«

Tommy seufzte, und nach bewährter Sherlock-Holmes-Manier tippten die Fingerspitzen seiner Hände gegeneinander.

»Tatsächlich? Und dabei liest du die Zeitung so gründlich wie ich, ja noch gründlicher. Aber ich habe meine Augen offengehalten und du nicht. Wenn du dir die heutige Ausgabe ansiehst, wirst du bemerken, daß der Abstrich des *D* in der Mitte von einem weißen Pünktchen unterbrochen ist, und im L des gleichen Wortes ist nochmal so ein Punkt. In der gestrigen Ausgabe gibt es im Wort *Daily* keinen einzigen weißen Punkt.

Dagegen zwei im L von *Leader*. In der vorgestrigen Zeitung finden wir zwei Pünktchen im D von *Daily*. Genau besehen, ist die Verteilung der Pünktchen jeden Tag verschieden.«

»Warum?« wollte Tuppence wissen.

»Das ist Berufsgeheimnis.«

»Was bedeutet, daß du es selbst nicht weißt und auch nicht erraten kannst.«

»Ich möchte nur feststellen, daß diese Eigentümlichkeit bei allen Zeitungen zu finden ist.«

»Wie klug du bist! Besonders, wenn du mich ablenken willst.

Aber kommen wir lieber auf unser voriges Gespräch zurück.«

»Wovon sprachen wir?«

»Vom *Ball der drei Künste.*«

Tommy stöhnte: »Nein, nein! Nicht einen Künstlerball! Ich bin nicht mehr jung genug dafür. Wirklich, ich bin tatsächlich nicht mehr jung genug für so etwas!«

»Als ich ein zartes junges Mädchen war, schärfte man

mir ein, daß Männer, vor allem Ehemänner, vergnügungssüchtige Wesen seien, die nur tanzen, trinken und nächtelang bummeln wollen. Nur besonders schönen und klugen Frauen gelinge es, sie ans Haus zu fesseln. Wieder eine Illusion zerstört! Alle Ehefrauen, die ich kenne, möchten für ihr Leben gerne tanzen gehen und jammern, weil ihre Männer in Pantoffeln herumlaufen und sich um halb zehn ins Bett legen. Dabei tanzt du so gut, mein Schatz!«

»Du rührst mich zu Tränen, Tuppence!«

»Übrigens«, sagte Tuppence, »es ist nicht bloß zu meinem Vergnügen, daß ich auf diesen Ball möchte. Diese Anzeige hier interessiert mich.«

Sie nahm den *Daily Leader* wieder auf und las laut: »Würde drei Karten Coeur spielen. Zwölf Stiche. Pik As. Man muß den König schneiden.«

»Ein recht teurer Bridgeunterricht«, kommentierte Tommy.

»Sei kein Esel. Das hat nichts mit Bridge zu tun. Ich habe gestern mit einer Bekannten im *Pik As* zu Mittag gegessen. Das ist ein fragwürdiges kleines Kellerlokal in Chelsea, und es ist im Augenblick große Mode in der feinen Gesellschaft, dort am Abend auf einen Sprung einzukehren und ein paar Spiegeleier oder ein belegtes Brot zu verzehren. So eine Künstlerkneipe. Die Wände entlang stehen wacklige Bretterverschläge. Recht hitzige Atmosphäre dort, nehme ich an.«

»Und du denkst, daß …«

»… daß *drei Cœur* drei Künste bedeutet, sich also auf den morgigen Ball bezieht, *zwölf Stiche* sind zwölf Schläge, das heißt Mitternacht, und *Pik As* ist einfach Pik As.«

»Und was machst du aus *man muß den König*

schneiden?«

»Ja, das ist es eben, was wir herausfinden sollten.«

»Durchaus möglich, daß du eine Entdeckung gemacht hast«, gab Tommy großmütig zu. »Aber ich verstehe nicht *ganz,* warum du dich in die Liebesgeschichten anderer Leute einmischen willst.«

»Ich will mich nicht einmischen. Was ich vorschlage, ist eine interessante Detektivarbeit. Wir brauchen Übung, Tommy.«

»Ja, das Geschäft ist in der Tat etwas flau«, gab Tommy zu.

»Aber was du wirklich willst, ist, einfach auf den *Ball der drei Künste* zu gehen und zu tanzen!«

Tuppence lachte schamlos.

»Sei kein Spaßverderber, Tommy! Vergiß deine zweiunddreißig Jahre und das eine graue Haar in deiner linken Augenbraue!«

»Ich habe nie einer Frau widerstehen können«, murmelte Tommy. »Muß ich mich zum Narren machen und mich verkleiden?«

»Natürlich. Aber du kannst das mir überlassen. Ich habe eine großartige Idee!«

Tommy sah sie besorgt an. Tuppences großartige Ideen erweckten stets sein Mißtrauen.

Als er am nächsten Abend nach Hause kam, flog ihm Tuppence buchstäblich entgegen.

»Es ist da!« verkündete sie fröhlich.

»Was ist da?«

»Das Kostüm. Komm und schaue es dir an!«

Tommy folgte ihr ins Schlafzimmer. Auf dem Bett lag

eine komplette Ausrüstung für einen Feuerwehrmann mit einem glitzernden Helm.

»Gott im Himmel!« stöhnte Tommy. »Bin ich in die Feuerwehr von Wembley eingetreten?«

»Rat noch einmal, Tommy! Du hast noch nicht heraus, worum es geht. Streng deine kleinen grauen Gehirnzellen an, *mon ami!* Brilliere, Watson! Sei ein Stier, der sich nach zehn Minuten in der Arena immer noch auf den Beinen hält!«

»Warte mal«, sagte Tommy. »Ich glaube, es dämmert mir. Da steckt eine finstere Absicht dahinter. Was wirst du tragen, Tuppence?«

»Einen alten Anzug von dir, einen amerikanischen Hut und eine Hornbrille.«

»Etwas verzeichnet, aber ich verstehe, was du willst. McCarty inkognito. Und ich bin Riordan.«

»Ganz richtig. Ich dachte, es sei gut, auch die amerikanischen Detektivmethoden einmal auszuprobieren. Ausnahmsweise werde ich diesmal die Hauptperson spielen und du den bescheidenen Gehilfen.«

»Aber vergiß nicht«, warnte Tommy, »daß McCarty immer durch eine dämliche Bemerkung von Denny dem Einfältigen auf die richtige Spur gebracht wird.«

Tuppence lachte nur. Sie war ausgezeichneter Laune.

Es war ein sehr gelungener Abend. Das Gedränge, die Musik, die phantastischen Kostüme – alles wirkte zusammen, und das junge Paar amüsierte sich köstlich. Tommy vergaß seine Rolle als gelangweilter Ehemann, den man gegen seinen Willen zum Vergnügen gezwungen hat.

Zehn Minuten vor zwölf fuhren sie mit dem Wagen zu

dem berühmten – oder auch berüchtigten – Künstlerlokal *Pik As*.

Es war, wie Tuppence richtig bemerkt hatte, eine Kellerbude, billig und geschmacklos dekoriert, aber dennoch zum Bersten voll mit kostümierten und maskierten Paaren. Rund um den Saal gab es verschließbare Séparées, und Tommy und Tuppence eroberten eine dieser Kabinen. Sie ließen ihre Tür absichtlich einen Spalt weit offen, um sehen zu können, was sich draußen tat.

»Ich wüßte gerne, unter welcher Maske sie sich verstecken – unsere Leute, meine ich«, sagte Tuppence. »Was hältst du von der Kolumbine dort drüben mit dem roten Mephisto?«

»Ich tippe eher auf den dreisten Mandarin mit der Dame, die sich als Schlachtschiff ausgibt – sie scheint mir aber eher ein leichter Kreuzer zu sein!«

»Nein, wie geistreich! Und das schon nach einem kleinen Schluck Alkohol! Aber wer ist die Coeur Dame dort? Ausgezeichnete Verkleidung!«

Die Coeur Dame und ihr Partner, der als der *Herr in Zeitungspapier* aus *Alice im Wunderland* verkleidet war, zogen sich in das Séparée zurück, das sich links an die Kabine von Tommy und Tuppence anschloß. Beide trugen sie Masken, was im *Pik As* offenbar alltäglich war.

»Wir sind in einer richtigen Lasterhöhle«, sagte Tuppence vergnügt. »Skandale rund herum. Was die alle für einen Lärm machen!«

Plötzlich ertönte aus der Nachbarkabine ein leiser Schrei. Es klang wie ein Protest, der aber sofort von lautem Männerlachen übertönt wurde. Überall sang man und lachte. Die hellen Stimmen der Mädchen erhoben sich über das Dröhnen der männlichen Bässe.

»Was hältst du von der Schäferin dort?« fragte Tommy. »Die mit dem komischen Franzosen? Das könnten unsere Vögel sein!«

»Jeder könnte der Richtige sein«, gab Tuppence zu. »Ich will mir jetzt nicht den Kopf zerbrechen. Hauptsache ist, wir amüsieren uns!«

»Ich hätte mich in einer anderen Verkleidung besser unterhalten«, brummte Tommy; »du ahnst nicht, wie heiß mir ist!«

»Dafür siehst du entzückend aus!«

»Das ist mehr, als man von dir sagen kann. Du bist der lächerlichste Bursche, der mir je begegnet ist!«

»Halte deine Zunge im Zaum, mein Lieber! Nanu, der *Herr in Zeitungspapier* verläßt die Dame seines Herzens. Was meinst du, wohin er geht?«

»Er wird den Kellner an seine Pflichten erinnern«, meinte Tommy. »Ich hätte Lust, das gleiche zu tun.«

»Das dauert aber sehr lang«, wunderte sich Tuppence, als vier oder fünf Minuten vergangen waren. »Tommy, würdest du mich für ganz verrückt halten, wenn …« Sie unterbrach sich.

Plötzlich sprang sie auf. »Nenn mich einen unverschämten Esel, wenn du willst, aber ich sehe jetzt nebenan nach.«

»Aber Tuppence, du kannst doch nicht …«

»Ich habe das Gefühl, daß etwas nicht stimmt. Ich *fühle* es.

Versuche nicht, mich abzuhalten.«

Schnell verließ sie ihr Séparée, und Tommy folgte ihr. Die Tür der Nebenkabine war geschlossen. Tuppence stieß sie auf und trat ein, Tommy folgte ihr auf den Fersen.

Das als Coeur Dame kostümierte Mädchen saß in einer

Ecke, in merkwürdig nachlässiger Haltung gegen die Wand gelehnt.

Ihre Augen starrten die Eindringlinge durch die Maske an, aber sie bewegte sich nicht. Ihr Gewand war eine kühne Komposition aus Rot und Weiß, aber auf der linken Seite war die Zeichnung eigenartig verwischt; da zeigten sich mehr rote Flecken, als nötig …

Mit einem Aufschrei stürzte Tuppence vorwärts. Im selben Augenblick sah Tommy, was sie entdeckt hatte, nämlich den mit Juwelen verzierten Griff eines Dolches, gerade unter dem Herzen des Mädchens. Tuppence kniete neben ihr nieder.

»Schnell, Tommy, sie lebt noch! Ruf den Wirt, er soll sofort einen Arzt herbeischaffen!«

»Gut. Aber, Tuppence, rühre den Dolch nicht an, hörst du!«

»Nein, ich bin vorsichtig. Geh schnell!«

Tommy eilte hinaus und zog die Tür hinter sich zu. Tuppence legte ihren Arm um die Schultern des Mädchens. Diese machte eine schwache Bewegung, und Tuppence verstand, daß sie ihre Maske loswerden wollte. Tuppence hob sie vorsichtig ab und sah ein Gesicht, frisch wie eine Blume, und weitaufgerissene, starre Augen voll Schrecken, Schmerz und bestürztem Staunen.

Ganz sanft fragte Tuppence: »Können Sie sprechen, Kind? Wollen Sie mir sagen, wer das getan hat?«

Der Blick der jungen Frau schien sich an Tuppences Gesicht festzuklammern. Sie stöhnte – das tiefe, zitternde Stöhnen eines versagenden Herzens. Dann öffneten sich ihre Lippen.

»Bingo war es –«, stieß sie in schwachem Flüstern hervor. Dann wurden ihre Hände schlaff, und sie schien

auf Tuppences Schulter zusammenzusinken.

Tommy kam zurück, zwei Männer begleiteten ihn. Der größere der beiden trat mit sicherem Gebaren vorwärts, das Wort Arzt schien mit Großbuchstaben auf seiner Stirn geschrieben. Tuppence ließ ihre Last sinken.

»Ich fürchte, sie ist tot«, sagte sie mit bebender Stimme. Nach einer kurzen Untersuchung erklärte der Arzt: »Nichts mehr zu machen. Besser, wir lassen alles so, wie es ist, bis die Polizei kommt. Wie konnte das passieren?«

Tuppence erklärte stockend, was geschehen war; über die Gründe, die sie zum Eingreifen veranlaßt hatten, ging sie leicht hinweg.

»Merkwürdige Sache«, bemerkte der Arzt. »Haben Sie nichts gehört?«

»Ich hörte etwas, das wie ein Schrei klang; aber dann lachte der Mann. Da habe ich natürlich nicht gedacht, daß …«

»Natürlich nicht«, pflichtete der Arzt bei. »Und der Mann trug eine Maske, sagen Sie? Würden Sie ihn wiedererkennen?«

»Ich fürchte, nein. Und du, Tommy?«

»Nein. Aber wir kennen seine Verkleidung.«

»Vor allem muß man herausfinden, wer dieses arme Mädchen ist«, sagte der Arzt. »Dann wird die Polizei der Sache bald auf den Grund kommen. Wohl kein sehr schwieriger Fall. Ah, da kommt sie schon.«

Es war schon drei Uhr morgens, als das Ehepaar todmüde und erschöpft nach Hause kam. Aber Tuppence lag noch stundenlang wach. Sie wälzte sich von einer Seite zur anderen und konnte das Bild dieses blumengleichen Gesichtes und dieser Augen voller Schrecken und Grauen nicht loswerden.

Die Morgendämmerung drang bereits durch die Fensterläden, als sie endlich einschlief. Nach all den Aufregungen war ihr Schlaf schwer und traumlos. Es war heller Tag, als sie erwachte; Tommy stand vollständig angezogen neben ihr und schüttelte sanft ihren Arm.

»Wach auf, mein Kleines. Inspektor Marriot ist hier, mit einem anderen Mann, und sie wollen dich sprechen.«

»Wie spät ist es denn?«

»Gleich elf Uhr. Alice wird dir sofort deinen Tee bringen.«

»Gut. Sag dem Inspektor, daß ich in zehn Minuten bereit bin.«

Eine Viertelstunde später stürmte sie ins Wohnzimmer. Inspektor Marriot, der sehr steif und feierlich dagesessen hatte, stand auf, um sie zu begrüßen.

»Guten Morgen, Mrs. Beresford. Das ist Sir Arthur Merivale.«

Der Mann, dem Tuppence die Hand reichte, war groß und hager. Sein Haar war leicht ergraut, sein Blick verstört.

»Es handelt sich um die Geschichte von gestern abend«, sagte Inspektor Marriot. »Ich möchte, daß Sir Arthur aus Ihrem Mund erfährt, was Sie mir gesagt haben – die Worte, die die junge Frau vor ihrem Tod gesprochen hat. Sir Arthur war sehr schwer zu überzeugen.«

»Ich kann und will nicht glauben, daß Bingo je auch nur ein Haar auf Veras Kopf gekrümmt haben soll!« erklärte Sir Arthur.

Inspektor Marriot fuhr fort:

»Wir wind weitergekommen seit gestern abend, Mrs. Beresford. Zuerst einmal ist es uns gelungen, die Dame als Lady Merivale zu identifizieren. Wir haben uns gleich mit

Sir Arthur in Verbindung gesetzt. Er erkannte die Tote sofort als seine Frau und war natürlich entsetzt. Dann fragte ich ihn, ob ihm ein Mann namens Bingo bekannt sei.«

»Sie müssen verstehen, Mrs. Beresford«, sagte Sir Arthur, »daß Kapitän Haie, den wir alle nur Bingo nennen, mein bester Freund ist. Er wohnt sogar bei uns. Er war bei mir im Haus, als man ihn heute morgen verhaftete. Sie müssen sich geirrt haben – es war bestimmt nicht sein Name, den meine Frau genannt hat.«

»Ein Irrtum ist ausgeschlossen«, erwiderte Tuppence freundlich. »Sie sagte: ›Bingo war es.‹«

»Da hören Sie es, Sir Arthur«, sagte Marriot. Der unglückliche Mann sank in einen Sessel zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

»Unglaublich! Was in aller Welt kann ihn dazu bewogen haben? Ich weiß, was Sie denken, Inspektor Marriot. Sie meinen, daß Haie der Geliebte meiner Frau war; aber selbst wenn er es gewesen wäre – was ich nicht glauben kann –, selbst dann sehe ich nicht ein, warum er sie hätte töten sollen.«

Inspektor Marriot hüstelte.

»Kapitän Haie hat sich in letzter Zeit sehr um eine gewisse junge Amerikanerin bemüht – eine sehr vermögende junge Dame. Lady Merivale hätte unangenehm werden und diese Heirat verhindern können.«

»Das ist abscheulich, Inspektor Marriot!«

Sir Arthur sprang wütend von seinem Stuhl auf. Der andere besänftigte ihn durch eine beruhigende Geste.

»Verzeihen Sie bitte, Sir Arthur. Sagten Sie nicht, daß Sie beide, Kapitän Haie und Sie selbst, ausgemacht hatten, gemeinsam auf diesen Ball zu gehen? Ihre Gattin war

abwesend, nicht wahr? Sie war bei Freunden zu Besuch, und Sie hatten keine Ahnung, daß sie auch auf dem Fest sein würde?«

»Nicht die leiseste Ahnung.«

»Bitte zeigen Sie ihm die Anzeige, von der Sie mir berichtet haben, Mrs. Beresford.«

Tuppence holte sie.

»Die Sache ist klar: Kapitän Haie hat die Anzeige veranlaßt, um Ihrer Frau eine Nachricht zu geben. Die zwei hatten schon vorher verabredet, sich auf dem Ball zu treffen. Aber Sie, Sir Arthur, hatten sich erst am Vortag entschlossen, auf das Fest zu gehen. Deswegen mußte Ihre Frau gewarnt werden. Das ist die Erklärung für den Ausdruck: *den König schneiden.* Sie haben Ihr Kostüm im letzten Augenblick bei einem Theaterverleih bestellt, aber Kapitän Haie hat sich seines selbst geschneidert. Er war *der Herr in Zeitungspapier.*

Wissen Sie, Sir Arthur, was Ihre Frau umklammert hielt, als wir sie fanden? Einen Fetzen Zeitungspapier! Meine Leute haben Befehl, das Kostüm, das Kapitän Haie trug, zu beschlagnahmen. Ich werde es bei meiner Rückkehr im Büro vorfinden. Wenn es eingerissen ist und ihm ein Stück fehlt, das dem gefundenen Fetzen entspricht – nun, dann ist der Fall erledigt.«

»Sie werden nichts finden«, sagte Sir Arthur. »Ich kenne Bingo Hale.«

Mit ein paar Worten der Entschuldigung für die Störung verabschiedeten sich die beiden Herren von Tuppence.

Am späten Abend läutete es an der Wohnungstür, und zum Erstaunen des jungen Paares war es abermals Inspektor Marriot, der ins Zimmer trat.

»Ich nehme an, daß *Blunts Brillante Detektive* gerne erfahren wollen, wie sich der Fall weiterentwickelt hat«, sagte er und lächelte dabei ein wenig.

»Selbstverständlich!« meinte Tommy. »Ein Glas Sherry, Inspektor?«

Gastfreundlich rückte er den Teewagen mit Flaschen und Gläsern neben Marriot.

»Der Fall ist klar«, erklärte dieser nach kurzem Nachdenken.

»Der Dolch gehörte der jungen Frau – es sollte natürlich wie Selbstmord aussehen. Aber Sie waren in der Nähe des Tatortes, und deswegen ist der Plan mißlungen. Wir haben eine Menge Briefe gefunden. Die beiden steckten schon lange unter einer Decke, das steht fest. Und Sir Arthur hatte keine Ahnung. Schließlich haben wir das letzte Glied der Kette entdeckt: das Stück aus dem *Daily Leader*. Es war aus dem Kostüm herausgerissen, das Haie getragen hatte. Es paßt genau.

Ja, ja, es ist ein vollkommen klarer Fall. Ich habe übrigens Aufnahmen der beiden Beweisstücke mitgebracht. Ich dachte, sie würden Sie interessieren. Man trifft nicht oft so vollkommen klare Fälle.«

»Tommy«, sagte Tuppence, als ihr Mann den Gast hinausbegleitet hatte, »Tommy, warum, glaubst du, hat Inspektor Marriot so oft wiederholt, daß der Fall vollkommen klar ist?«

»Ich weiß nicht. Befriedigte Eitelkeit wahrscheinlich.«

»Keine Spur. Er hat versucht, uns zu reizen. Metzger verstehen etwas vom Fleisch, nicht wahr? Und genauso wissen Gemüsehändler über Gemüse Bescheid und Fischer über Fische.

Detektive – Berufsdetektive meine ich – müssen also

alles über Verbrecher wissen. Sie erkennen genau, ob es der Richtige ist oder nicht. Aus Erfahrung weiß Marriot, daß Kapitän Haie kein Verbrechertyp ist – aber alle Tatsachen scheinen das zu widerlegen. So klammert er sich an eine letzte Möglichkeit: Er will uns reizen, damit wir uns doch noch an irgendein ganz kleines Detail erinnern, an etwas, das gestern abend geschehen sein kann und die Dinge in einem anderen Licht erscheinen ließe. Wenn es am Ende doch ein Selbstmord war?«

»Denk an ihre letzten Worte!«

»Ich weiß. Aber man kann sie auch anders auffassen: Bingo ist schuld, sein Benehmen hat mich zum Selbstmord getrieben. Das scheint mir nicht unmöglich.«

»Stimmt. Aber das erklärt nicht das Stück Zeitung.«

»Komm, schauen wir uns mal die Aufnahmen an, die Marriot gebracht hat! Ich habe vergessen, ihn zu fragen, wie Haie die Sache darstellt.«

»Ich habe ihm die Frage gerade vorhin gestellt, draußen im Vorzimmer. Haie behauptet, Lady Merivale auf dem Fest überhaupt nicht gesprochen zu haben. Jemand habe ihm einen Zettel zugesteckt, auf dem stand: Vermeide jedes Gespräch mit mir heute abend. Sir Arthur verdächtigt uns. Aber er konnte den Zettel nicht vorweisen, und die Geschichte klingt auch nicht recht glaubwürdig. Jedenfalls weißt du so gut wie ich, daß er mit ihr im *Pik As* war – wir haben ihn beide selbst gesehen.«

Tuppence nickte und beugte sich über die beiden Fotos. Das eine zeigte ein kleines Stückchen Zeitungspapier, auf dem *Daily Le* zu lesen war. Der Rest des Wortes fehlte. Das andere war die erste Seite des *Daily Leader,* aus der am oberen Rand ein kleines Stück herausgerissen war. Die beiden Teile paßten offensichtlich genau ineinander.

»Was bedeuten alle diese Zeichen hier an der Seite«, fragte sie.

»Stiche. Wo das Blatt geheftet war, verstehst du?« sagte Tommy. »Mich schaudert, wenn ich daran denke, daß wir beide sorglos und vergnügt über diese Punkte geschwatzt und uns über diese Anzeige den Kopf zerbrochen haben.«

Tuppence blieb stumm. Tommy schaute sie an und beobachtete verblüfft, wie sie mit leicht offenem Mund und bestürztem Ausdruck starr vor sich hinblickte. Er schüttelte ihren Arm. »Was ist los mit dir? Hat dich der Schlag getroffen?«

Tuppence rührte sich nicht; plötzlich sagte sie mit einer Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien: »Denis Riordan.«

»Was?«

»Genau was du gesagt hast: eine einfache, unschuldige Bemerkung! Such mir bitte alle *Daily Leader* von dieser Woche zusammen!«

»Was hast du im Sinn?«

»Ich bin McCarty. Ich habe mich lange umsonst abgequält – aber endlich habe ich eine Idee. Und das verdanke ich dir. Die Aufnahme hier zeigt die erste Seite des *Daily Leader* vom Dienstag. Wenn ich mich recht erinnere, so hatte die Zeitung vom Dienstag zwei Punkte im L von *Leader*. In dem Stück Zeitung aber ist ein Punkt im D von *Daily* – und einer im L; bring schnell die Zeitungen, damit wir das nachprüfen können!«

Sie verglichen aufmerksam die Titelschrift. Tuppences Gedächtnis hatte nicht getrogen.

»Siehst du? Dieses Stück stammt nicht von der Dienstagausgabe!«

»Aber wir haben keine Gewißheit! Es kann sich einfach

um verschiedene Auflagen handeln.«

»Schon möglich; ich halte mich an meine Idee. Das kann nicht reiner Zufall sein, sicher nicht. Wenn meine Idee richtig ist, so gibt es nur eine Lösung. Ruf Sir Arthur an, Tommy! Bitte ihn, sofort zu uns zu kommen. Sag ihm, ich hätte wichtige Neuigkeiten für ihn. Und versuch Marriot zu erreichen! Falls er schon nach Hause gegangen ist, wird dir Scotland Yard sicher die Adresse geben können.«

Verwundert und neugierig, was der Anruf bedeuten sollte, erschien Sir Arthur Merivale eine halbe Stunde später in der Wohnung des jungen Paares. Tuppence kam ihm entgegen und begrüßte ihn.

»Entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie in so kategorischer Weise herbeordert habe. Aber mein Mann und ich haben etwas entdeckt, das Sie unserer Ansicht nach sofort wissen sollten.

Setzen Sie sich, bitte.«

Sir Arthur setzte sich, und Tuppence fuhr fort:

»Soviel ich weiß, ist Ihnen sehr viel daran gelegen, die Unschuld Ihres Freundes bewiesen zu sehen.«

Sir Arthur nickte.

»Ja, natürlich, aber leider habe auch ich vor der Fülle der Beweise klein beigeben müssen.«

»Und wenn ich Ihnen sagen würde, daß ein glücklicher Zufall mir ein Beweisstück in die Hände gespielt hat, das ihn zweifellos von aller Schuld freispricht? Nun, was meinen Sie dazu?«

»Das wäre zu schön, Mrs. Beresford!«

»Nehmen wir an«, fuhr Tuppence fort, »ich hätte die Frau gefunden, die gestern um Mitternacht mit Kapitän Haie getanzt hat – was seine Anwesenheit im *Pik As* zu dieser Zeit ausschließt.«

»Wundervoll!« rief Sir Arthur laut. »Es mußte ein Irrtum vorliegen. Das wußte ich. Die arme Vera hat wohl doch Selbstmord begangen.«

»Kaum. Sie vergessen den anderen Mann.«

»Welchen anderen Mann?«

»Den Mann, den wir beide gesehen haben, als er die Kabine verließ. Ja, Sir Arthur, auf dem Ball war offensichtlich ein zweiter *Herr in Zeitungspapier*. Übrigens – was trugen *Sie* eigentlich für ein Kostüm?«

»Ich? Ich war als Scharfrichter aus dem siebzehnten Jahrhundert verkleidet.«

»Wie angemessen!«

»Angemessen? Wieso, Mrs. Beresford? Was meinen Sie damit?«

»Ihrer Rolle angemessen. Soll ich Ihnen sagen, wie ich die Sache sehe, Sir Arthur? Das Zeitungsgewand kann man mühelos über dem Kostüm eines Scharfrichters tragen. Erst drückt man Kapitän Haie ein Briefchen in die Hand mit der Aufforderung, an diesem Abend nicht mit einer gewissen Dame zu sprechen. Aber die Dame selbst weiß nichts von diesem Briefchen. Sie geht zur verabredeten Stunde ins *Pik As* und sieht die Erscheinung, die sie zu sehen erwartet. Sie gehen ins Séparée. Er umarmt sie und küßt sie – ein Judaskuß. Denn während er ihre Lippen berührt, erdolcht er sie. Sie stößt nur einen leichten Schrei aus, den sein Lachen sogleich übertönt.

Und dann verschwindet er. Sie aber stirbt mit dem grauenhaften, unvorstellbaren Gedanken, ihr Geliebter habe sie umgebracht. Aber sie hatte aus dem Zeitungskostüm des Mörders ein Stückchen herausgerissen. Er bemerkte es – er ist ein Mann, dem kein Detail entgeht. Kapitän Haies Schuld muß bewiesen werden – also muß es so aussehen, als ob das Zeitungs-

fragment von Kapitän Haies Kostüm stammt. Das wäre schwer zu bewerkstelligen gewesen, wenn die beiden Männer nicht zufällig im gleichen Hause wohnen würden. So ist es natürlich ein Kinderspiel. Er reißt in Kapitän Haies Kostüm an der gleichen Stelle ein Loch, verbrennt dann seine eigene Verkleidung und ist bereit, die Rolle des treu ergebenen Freundes zu spielen.«

Tuppence hielt inne. »Nun, Sir Arthur?«

Sir Arthur stand auf und verbeugte sich vor ihr.

»Phantasiegebilde einer charmanten Dame, die zu viele Kriminalromane liest.«

»Meinen Sie wirklich?« sagte Tommy scharf.

»Und ein Gatte, der blind seiner Frau folgt – ich glaube kaum, daß Sie jemanden finden werden, der Ihre Geschichte ernst nimmt.«

Er lachte laut auf, und Tuppence erstarrte bei diesem Klang.

»Dieses Lachen! Ich würde jederzeit beschwören, daß ich es gestern im *Pik As* zuletzt gehört habe. Außerdem sind Sie im Irrtum, was uns beide betrifft. Beresford ist unser wirklicher Name, aber wir haben noch einen anderen.«

Sie nahm eine Visitenkarte vom Tisch und reichte sie ihm. Sir Arthur las laut:

»Internationale Detektivagentur …« Er hielt den Atem an.

»Das ist es also – Detektive! Deshalb hat mich Marriot heute morgen hergebracht! Es war eine Falle …«

Er schlenderte zum Fenster.

»Schöne Aussicht von hier. Man sieht ganz London.«

»Inspektor Marriot!« rief Tommy scharf.

Wie ein Pfeil schoß der Inspektor aus der gegenüberliegenden Verbindungstür.

Über Sir Arthurs Gesicht huschte ein amüsiertes Lächeln.

»Habe ich mir’s doch gedacht!« sagte er. »Aber ich fürchte, Sie kriegen mich nicht, Inspektor Marriot. Ich ziehe es vor, auf meine eigene Weise zu verschwinden.«

Er stützte sich mit beiden Händen aufs Fensterbrett und schwang sich zum Fenster hinaus.

Tuppence schrie auf und preßte die Hände gegen die Ohren, um nicht zu hören, was sie sich schon zu hören einbildete – den grauenvollen, dumpfen Aufschlag unten auf der Straße.

Inspektor Marriot stieß einen Fluch aus.

»Wir hätten an das Fenster denken sollen«, sagte er. »Obwohl – es wäre trotzdem schwergewesen, die Sache zu beweisen.

Ich gehe mal runter und – und – sehe nach dem Rechten …«

»Armer Teufel«, meinte Tommy. »Wenn er seine Frau sehr geliebt hat …«

Aber der Inspektor schnaubte nur verächtlich.

»Geliebt? Das mag sein, wie es will. Jedenfalls wußte er nicht mehr aus noch ein vor lauter Schulden. Lady Merivale besaß ihr eigenes großes Vermögen, und durch ihren Tod fiel es ihm zu. Wenn sie mit dem jungen Haie durchgebrannt wäre, hätte er nicht einen Penny zu sehen bekommen.«

»Das war es also?«

»Natürlich habe ich von Anfang an gespürt, was für ein fauler Kunde Sir Arthur war; Kapitän Haie jedoch machte einen guten Eindruck. Wir in Scotland Yard, wir können

recht gut die schwarzen von den weißen Schafen unterscheiden. Aber es ist verdammt schwer, gegen Tatsachen anzurennen. Ich gehe jetzt hinunter – an Ihrer Stelle würde ich Ihrer Frau ein Glas Schnaps geben, Mr. Beresford. Die Sache hat sie doch etwas aufgeregt.«

»Gemüsehändler«, sagte Tuppence leise, als sich die Tür hinter dem unerschütterlichen Inspektor geschlossen hatte, »Gemüsehändler, Metzger, Fischer, Detektive: Ich habe recht gehabt, nicht wahr? Er wußte es.«

Tommy hatte sich an der Bar zu schaffen gemacht und näherte sich ihr jetzt mit einem großen Glas.

»Trink das!«

»Was ist es? Schnaps?«

»Nein, ein Cocktail – wie es sich für den triumphierenden McCarty gebührt. Ja, Marriot hat in allem recht gehabt. So war das Spiel richtig gespielt. Die Königin hat den falschen König besiegt.«

5

Die Glocke auf Mr. Blunts Schreibtisch (Internationale Detektivagentur, Leiter: Theodor Blunt) schlug an. Tommy und Tuppence eilten zu ihren Gucklöchern, durch die sie den Vorraum überblicken konnten. Hier war Albert pflichtgemäß damit beschäftigt, den Klienten mit kunstvollen Redensarten hinzuhalten:

»Ich will Sie gerne melden; aber ich fürchte, Mr. Blunt ist im Augenblick außerordentlich beschäftigt. Er spricht gerade mit Scotland Yard am Telefon.«

»Ich warte gern«, sagte der Besucher. »Ich habe keine Visitenkarte bei mir – mein Name ist Gabriel Stavansson.«

Der Besucher war ein Prachtexemplar von einem Mann: er war mindestens einen Meter achtzig groß, hatte ein sonnverbranntes, wetterhartes Gesicht, und das leuchtende Blau seiner Augen stand in merkwürdigem Gegensatz zum Braun seiner Haut.

Tommys Entschluß war schnell gefaßt. Er setzte seinen Hut auf, ergriff ein Paar Handschuhe und öffnete die Tür. Er blieb auf der Schwelle stehen.

»Dieser Herr möchte Sie sprechen«, sagte Albert.

Tommy runzelte die Stirn und zog seine Uhr aus der Westentasche.

»Ich habe um Viertel vor elf eine Verabredung mit dem Herzog …«, sagte er. Mit einem scharfen Blick auf den Besucher fügte er hinzu: »Wenn Sie sich hereinbemühen wollen – ich kann Ihnen ein paar Minuten widmen.«

Der Besucher folgte ihm ins Büro, wo Tuppence sittsam auf ihrem Stuhl saß und Block und Bleistift bereithielt.

»Meine Privatsekretärin, Miss Robinson«, stellte

Tommy vor.

»Nun, darf ich Sie bitten, Ihr Anliegen vorzubringen? Ich weiß nur, daß es dringend sein muß, weil Sie im Taxi hergekommen sind, und daß Sie vor kurzem am Südpol – oder vielleicht am Nordpol waren. Sonst weiß ich nichts.«

Der Besucher starrte ihn verblüfft an.

»Wundervoll! Ich dachte, es sei eine Erfindung der Kriminalschriftsteller, daß Detektive Hellseher sein können! Ihr Bürodiener hat Ihnen nicht einmal meinen Namen gesagt!«

Tommy wehrte gelassen ab.

»Nun, nun – das war wirklich ganz einfach. Die Strahlen der Mitternachtssonne haben innerhalb des Polarkreises eine besondere Wirkung auf die Haut. Der Reichtum an ultravioletten Strahlen ruft gewisse fotochemische Reaktionen … Ich habe gerade eine kleine Monographie über dieses Thema geschrieben. Aber all das gehört jetzt natürlich nicht zur Sache. Was führt Sie zu mir? Was quält und peinigt Sie so?«

»Erlauben Sie zuerst einmal, daß ich mich vorstelle: mein Name ist Gabriel Stavansson –«

»Ach, natürlich!« rief Tommy. »Der bekannte Polarforscher! Sie sind vor kurzem aus der Nordpolgegend zurückgekehrt, nicht wahr?«

»Ich bin vor drei Tagen in England gelandet. Ein Freund, der in den nördlichen Gewässern kreuzte, brachte mich auf seiner Yacht zurück. Ohne ihn wäre ich erst in zwei Wochen nach Hause gekommen. Nun müssen Sie wissen, Mr. Blunt, daß ich das große Glück hatte, mich vor zwei Jahren, knapp vor Beginn dieser letzten Forschungsreise, mit Mrs. Maurice Leigh Gordon zu verloben …«

Tommy unterbrach ihn.

»Vor ihrer Ehe war Mrs. Leigh Gordon …«

»Hermione Crane, die zweite Tochter von Lord Lanchester«, sagte Tuppence zungenfertig.

Tommy warf ihr einen bewundernden Blick zu.

»Ihr erster Mann fiel im Krieg«, fügte sie hinzu.

Gabriel Stavansson nickte.

»Ja, das stimmt genau. Wie gesagt, Hermione und ich verlobten uns. Ich habe natürlich vorgeschlagen, auf meine Expedition zu verzichten – aber Hermione lehnte das energisch ab. Die Gute! Sie ist wirklich die ideale Frau für einen Polarforscher. Nach meiner Landung war mein erster Gedanke natürlich, Hermione aufzusuchen. Ich telegrafierte von Southampton und nahm den nächstbesten Zug nach London. Ich wußte, daß sie zur Zeit bei einer ihrer Tanten wohnte, bei Lady Susan Clonray in der Pont Street, und so bin ich direkt dorthin gegangen. Zu meiner großen Enttäuschung sagte die Tante mir, daß Hermione bei Freunden in Northumberland zu Besuch sei. Lady Susan zeigte sich freundlich und verständnisvoll; natürlich war sie zuerst sehr erstaunt über meinen Besuch – ich sollte ja, wie ich Ihnen schon sagte, erst in vierzehn Tagen heimkehren. Sie meinte, Hermy würde in ein paar Tagen zurückkommen. Ich fragte nach ihrer Adresse – aber die alte Dame drehte und wendete sich, behauptete, Hermy habe eine Reihe von Freunden aufsuchen wollen und sie wisse nicht, an welchem Ort sie sich gerade aufhalte. Sie müssen wissen, Mr. Blunt, daß wir uns nie sehr gut verstanden haben, Lady Susan und ich. Sie ist eine von diesen dicken Frauen mit Doppelkinn – ich hasse dicke Frauen, habe sie immer gehaßt. Dicke Frauen und fette Hunde sind mir ein Greuel. Und bedauerlicherweise findet man so oft beide zusammen! Es ist eine Art Vorurteil, ich weiß, aber es ist nun mal so: Ich kann mit diesen Frauen

nicht auskommen.«

»Sie halten sich ganz streng an die herrschende Mode, Mr. Stavansson«, bemerkte Tommy trocken. »Übrigens hat jeder von uns so seine privaten Antipathien. Der verstorbene Lord Roberts konnte Katzen nicht ausstehen.«

»Lady Susan ist vielleicht eine sehr charmante Frau – ich würde nie das Gegenteil zu behaupten wagen. Aber ich habe mich niemals zu ihr hingezogen gefühlt. In den Tiefen meines Herzens habe ich immer gefühlt, daß sie unsere Verlobung mißbilligte, und sie würde zweifellos Hermy gegen mich einnehmen, wenn das möglich wäre. Ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube – bewerten Sie das, wie Sie wollen.

Vielleicht habe ich eben nur Vorurteile. Nun, um in meiner Erzählung fortzufahren: Ich bin ein Dickkopf, der nicht locker läßt, wenn er sich etwas in den Kopf setzt. Ich habe Pont Street nicht eher verlassen, bis ich ihr die Namen und Adressen der Leute entrissen hatte, bei denen Hermy sich aufhalten konnte. Dann habe ich den Postzug nach Nordengland genommen.«

»Ich sehe, Sie sind ein Mann der Tat, Mr. Stavansson«, meinte Tommy lächelnd.

»Es hat mich tief getroffen, Mr. Blunt: keiner von diesen Leuten hat Hermy gesehen oder von ihr gehört. Von den drei angegebenen Familien hatte nur eine sie erwartet – Lady Susan muß sich bei den beiden anderen Adressen geirrt haben –, aber Hermy hatte ihren Besuch im letzten Augenblick telegrafisch abgesagt Ich kehrte natürlich so schnell wie möglich nach London zurück und ging schnurstracks zu Lady Susan.

Ich muß ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie schien wirklich aufgeregt zu sein. Sie hatte keine Ahnung, wo Hermy sein könnte – das gab sie zu. Aber sie lehnte

dennoch energisch meinen Vorschlag ab, die Polizei zu verständigen. Sie sagte, Hermy sei kein dummes Gänschen, sondern eine unabhängige Frau, die gewohnt sei, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Wahrscheinlich habe sie sich etwas in den Kopf gesetzt und sei jetzt dabei, ihrem Plan die Tat folgen zu lassen.

Daß Hermy ihrer Tante über ihr Tun und Lassen keine Rechenschaft ablegen wollte, schien mir höchst glaubhaft. Aber ich war trotzdem sehr besorgt. Ich fühlte deutlich, daß etwas nicht stimmte. Gerade als ich mich verabschieden wollte, überbrachte man Lady Susan ein Telegramm. Sie seufzte erleichtert, als sie es las. Dann reichte sie es mir. Es lautete: Habe meine Pläne geändert, stop, fahre für eine Woche nach Monte Carlo – Hermy.«

Tommy streckte die Hand aus. »Haben Sie das Telegramm mitgebracht?«

»Nein. Aber es war in Maldon, Surrey, aufgegeben worden. Das kam mir merkwürdig vor. Was wollte Hermy wohl in Maldon? Soviel ich weiß, hat sie keine Freunde dort.«

»Und Sie haben sich nicht in den nächsten Zug – nach Monte Carlo – gestürzt, wie Sie es das erstemal gehalten haben?«

»Natürlich habe ich daran gedacht. Aber dann habe ich es mir doch anders überlegt. Verstehen Sie, Mr. Blunt: Das Telegramm schien Lady Susan völlig zu beruhigen – mich aber ließ es unbefriedigt. Warum kam niemals ein Brief, immer nur Telegramme? Eine Zeile von ihrer Hand hätte genügt, um mich zu beruhigen. Aber die Unterschrift Hermy auf einem Telegramm: Das bedeutet gar nichts. Jeder x-beliebige kann so unterzeichnen. Je mehr ich darüber nachdachte, desto unruhiger wurde ich. Schließlich fuhr ich nach Maldon. Das war gestern

nachmittag. Es ist ein ziemlich großer Ort – gute Verbindungen, zwei Hotels. Ich habe überall herumgefragt, aber nichts deutet darauf hin, daß Hermy sich jemals dort aufgehalten haben könnte. Auf der Rückfahrt im Zug habe ich Ihre Anzeige gelesen und beschlossen, Ihnen den Fall vorzutragen. Wenn Hermy wirklich nach Monte Carlo gefahren ist, wäre es lächerlich, die Polizei auf ihre Spur zu hetzen und einen Skandal heraufzubeschwören. Ich selbst möchte mir aber kein X für ein U vormachen lassen: Ich bleibe hier in London für den Fall – ja, für den Fall, daß etwas faul an der Sache ist.«

Tommy nickte nachdenklich.

»Was vermuten Sie eigentlich?«

»Ich weiß es nicht. Aber etwas stimmt hier nicht, das fühle ich genau.«

Stavansson griff in seine Westentasche und zog ein Lederetui heraus, das er offen auf den Schreibtisch legte.

»Das ist Hermione«, sagte er. »Ich lasse Ihnen das Bild da.«

Es war das Porträt einer großen, schlanken Frau, nicht mehr ganz jung, aber mit wundervollen Augen und einem charmanten, offenherzigen Lächeln.

»Haben Sie mir wirklich alles gesagt, Mr. Stavansson, und nichts übergangen?« fragte Tommy.

»Nein, nicht das geringste.«

»Auch nicht das kleinste Detail?«

»Ich glaube nicht.«

»Das macht die Sache noch schwieriger. Sie wissen selbst, wie oft ein unscheinbares Detail genügt, um den großen Detektiv auf die Spur des Verbrechers zu bringen. Alle Kriminalgeschichten erwähnen diese Tatsache. Unser Fall hat freilich seine Eigentümlichkeiten … Ich denke,

ich habe des Rätsels Lösung gefunden; aber man soll nichts überstürzen. Alles will überprüft werden.«

Auf dem Tisch lag eine Geige. Tommy nahm sie zur Hand und strich mit dem Bogen ein paarmal über die Saiten. Tuppence knirschte mit den Zähnen, und sogar der Polarforscher erschrak. Der Künstler legte das Instrument wieder behutsam auf die Tischplatte.

»Ein paar Akkorde von Mosgovskensky«, murmelte er. »Lassen Sie mir Ihre Adresse hier, Mr. Stavansson, ich werde Sie auf dem laufenden halten.«

Kaum hatte der Besucher das Büro verlassen, als Tuppence die Geige ergriff, sie in den Schrank sperrte und den Schlüssel zweimal im Schloß umdrehte.

»Wenn du schon unbedingt Sherlock Holmes spielen mußt«, bemerkte sie trocken, »dann will ich dir eine hübsche kleine Spritze verschaffen und ein Fläschchen mit der Aufschrift *Kokain* dazu – aber um Himmels willen, laß die Geige sein! Wenn dieser nette Forscher nicht so einfältig wäre wie ein Kind, hätte er dich sofort durchschaut. Bestehst du weiter auf Sherlock Holmes?«

»Ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß ich die Rolle bisher nicht schlecht gespielt habe«, meinte Tommy selbstgefällig. »Waren meine Schlußfolgerungen nicht ausgezeichnet? Das Taxi war ein Risiko, das gebe ich zu. Aber schließlich ist es die einzige vernünftige Art, zu unserem Büro zu kommen.«

»Ein Glück, daß ich gerade heute morgen im *Daily Mirror* eine Pressenotiz über seine Verlobung gelesen habe«, warf Tuppence ein.

»Ja, das beweist wieder einmal die Tüchtigkeit von *Blunts Brillanten Detektiven.* Der Fall ist eindeutig ein Sherlock-Holmes-Fall. Die Ähnlichkeit mit der Geschichte der verschwundenen Lady France Carfax kann selbst dir

nicht entgangen sein.«

»Nimmst du an, daß du Mrs. Leigh Gordon als Leiche in einem Sarg wiederfinden wirst?«

»Logischerweise sollte sich jede Geschichte einmal wiederholen. Aber – nun, was meinst du dazu?«

»Die einfachste Erklärung scheint mir, daß Hermy, wie er sie nennt, aus irgendeinem Grund Angst hat, ihrem Bräutigam zu begegnen, und daß Lady Susan ihr die Stange hält. Plump ausgedrückt: Irgend etwas ist offenbar schiefgegangen, und sie muß sich irgendwie aus der Patsche helfen.«

»Das war auch mein Eindruck«, sagte Tommy. »Aber ich denke, wir müssen uns unserer Sache sehr sicher sein, bevor wir einem Mann wie Stavansson eine solche Erklärung vorsetzen können. Was hältst du von einem Abstecher nach Maldon? Es kann uns bestimmt nicht schaden, wenn wir ein paar Golf Schläger mitnehmen.«

Tuppence war einverstanden, und so wurde die Internationale Detektivagentur Alberts Obhut überlassen.

Maldon ist ein sehr bekannter Villenort, nicht viel größer als ein Dorf. Tuppence und Tommy forschten überall nach, setzten ihren ganzen Scharfsinn daran – aber vergeblich. Erst auf dem Rückweg hatte Tuppence plötzlich einen großartigen Einfall.

»Tommy, warum steht eigentlich auf dem Telegramm *Maldon, Surrey?*«

»Weil Maldon in Surrey liegt, du Esel.«

»Selbst Esel. So habe ich es nicht gemeint. Wenn du ein Telegramm aus Hastings kriegst oder aus Torquay zum Beispiel, dann ist der Name der Provinz nicht angegeben. Aber in Richmond schreiben sie *Richmond, Surrey.* Weil

es zwei Orte mit dem Namen gibt.«

Tommy bremste den Wagen ab. »Tuppence«, sagte er zärtlich, »deine Idee ist gar nicht so dumm! Wir wollen mal in dem Postamt dort vorne nachfragen.«

Sie hielten vor einem kleinen Gebäude an einer Dorfstraße.

In wenigen Minuten hatten sie festgestellt, daß es in der Tat zwei Maldon gab: Maldon in Surrey und Maldon in Sussex, letzteres ein winziges Dörfchen, das jedoch ebenfalls über ein Postamt verfügte.

Tuppence war ganz aufgeregt: »Stavansson wußte natürlich, daß Maldon in Surrey liegt. Deswegen machte er sich nicht die Mühe, das Wort nach Maldon, das mit einem S begann, genau zu lesen.«

»Morgen werden wir uns mal Maldon in Sussex betrachten«, meinte Tommy.

Maldon in Sussex hatte wenig Ähnlichkeit mit seinem Namensvetter in Surrey. Es lag vier Meilen von der nächsten Eisenbahnstation entfernt, hatte zwei Gasthäuser, zwei kleine Läden, ein Postamt, in dem man auch Bonbons und Ansichtskarten kaufen konnte, und ein paar weitverstreute Wohnhäuser. Tuppence übernahm die Läden, während sich Tommy in den *Goldenen Hahn* begab. Eine halbe Stunde später trafen sie sich wieder.

»Nun?« fragte sie.

»Das Bier ist nicht übel, aber die Auskünfte sind spärlich.«

»Versuch’s lieber im *Königshof*«, meinte Tuppence. »Ich werde noch einmal zur Post gehen. Die alte Frau dort ist ein wahrer Drachen, aber ich glaube, man hat sie vorhin zu Tisch gerufen.«

Sie kehrte in den Raum zurück, in dem sich der Postschalter befand, und vertiefte sich in die Betrachtung der Ansichtskarten. Ein rotwangiges Mädchen trat kauend aus dem Hinterzimmer.

»Ich nehme diese hier, bitte«, sagte Tuppence. »Können Sie einen Augenblick warten, bis ich die Glückwunschkarten durchgesehen habe?«

Während sie ein Häufchen Karten durchblätterte, stieß sie einen Seufzer aus und sagte:

»Ich bin furchtbar enttäuscht, daß Sie mir die Adresse meiner Schwester nicht geben können. Sie wohnt hier irgendwo in der Nähe, aber ich habe ihren letzten Brief verloren, Leigh Wood heißt sie.«

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Nein, der Name sagt mir nichts. Und wir bekommen hier auch nicht viele Briefe – es wäre mir sicher aufgefallen, wenn ich den Namen auf einem Umschlag gelesen hätte. Außer dem Gutshof gibt es nicht viel große Häuser in unserer Gegend.«

»Was ist das für ein Gutshof? Wem gehört er?«

»Dr. Horriston. Er hat ein Sanatorium daraus gemacht. Für Nervenkranke, glaube ich. Damen, die Ruhekuren machen und solche Sachen. Nun, Ruhe gibt es hier weiß Gott genug.«

Sie kicherte.

Tuppence wählte hastig ein paar Karten und zahlte.

»Da kommt gerade Dr. Horristons Wagen!« rief das Mädchen.

Tuppence eilte zur Tür. Ein kleiner Zweisitzer fuhr vorüber mit einem großen dunkelhaarigen Mann am Steuer. Der Bart, den der Mann trug, war sorgfältig gestutzt, aber das Gesicht war brutal und abstoßend. Der

Wagen fuhr geradeaus die Straße hinunter. Tuppence sah Tommy über die Straße auf sie zukommen.

»Tommy, ich glaube, ich hab's. Dr. Horristons Sanatorium.«

»Ich habe im *Königshof* davon sprechen hören und hatte den gleichen Gedanken. Aber wenn sie einen Nervenzusammenbruch erlitten hätte, dann hätte ihre Tante doch davon wissen müssen, und auch ihre Freunde, die sie besuchen wollte.«

»Ja-a. Aber daran habe ich jetzt gar nicht gedacht. Tommy, hast du diesen Mann im Zweisitzer gesehen?«

»Ja – ein unsympathischer Bursche.«

»Das war Dr. Horriston!«

Tommy pfiff durch die Zähne.

»Der Mann sieht aus, als wäre er mit allen Wassern gewaschen. Was meinst du, sollen wir uns den Gutshof etwas näher betrachten?«

Nach langem Suchen fanden sie endlich das Haus. Es war groß und weitläufig und lag mitten in einer Einöde. Hinter dem Hause rauschte ein Wildbach.

»Trübselige Behausung«, sagte Tommy fröstelnd. »Schon der Anblick jagt mir einen Schauder über den Rücken. Weißt du, ich habe das Gefühl, daß die Sache viel ernster ist, als wir anfangs angenommen hatten.«

»Ach, wie schrecklich! Daß wir bloß noch zur rechten Zeit kommen! Eine furchtbare Gefahr bedroht diese Frau, ich spüre es in allen Knochen.«

»Daß deine erhitzte Phantasie nur nicht mit dir durchgeht!«

»Ich kann nichts dafür. Ich mißtraue diesem finsteren Mann.

Was sollen wir tun? Es wäre vielleicht das beste, wenn

ich zuerst allein an das Tor gehe und einfach nach Mrs. Leigh Gordon frage, bloß um zu sehen, was man mir antwortet. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß wir uns irren und im Sanatorium alles mit rechten Dingen zugeht.«

Sie führte ihr Vorhaben aus. Ein Diener mit undurchdringlicher Miene öffnete die Tür.

»Ich möchte Mrs. Leigh Gordon sprechen, wenn es ihre gesundheitliche Verfassung erlaubt, mich zu empfangen.«

Tuppence kam es vor, als zuckten die Augenlider des Mannes bei der Erwähnung dieses Namens. Aber er antwortete, ohne zu zögern.

»Wir haben hier keine Patientin mit diesem Namen.«

»Nanu! Das ist doch Dr. Horristons Sanatorium, nicht wahr?«

»Richtig. Aber wir haben keine Mrs. Leigh Gordon bei uns.«

Ihr Versuch war gescheitert. Sie sah sich zum Rückzug gezwungen. Sie mußte sich noch einmal mit Tommy beraten, der draußen vor dem Tor wartete.

»Vielleicht hat er die Wahrheit gesagt. Schließlich wissen wir ja nichts Bestimmtes.«

»Nein, er lügt! Ich bin überzeugt, daß er lügt!«

»Warten wir, bis der Doktor zurückkommt«, sagte Tommy. »Ich werde mich als Journalist ausgeben, der Auskunft über seine neuen Behandlungsmethoden haben möchte. Unter diesem Vorwand kann ich ins Haus gelangen und die Beschaffenheit des Ortes erkunden.«

Eine halbe Stunde später kam der Arzt zurück. Tommy ließ fünf Minuten verstreichen und begab sich dann selbst zum Haupteingang. Aber auch er hatte keinen Erfolg.

»Der Doktor hatte zu tun und wollte nicht gestört werden. Außerdem empfängt er keine Journalisten.

Tuppence, du hast recht. Irgend etwas ist faul! Das Haus liegt einfach ideal – meilenweit von der nächsten Ortschaft entfernt. Gott weiß, was da alles passieren kann, ohne daß eine lebende Seele davon erfährt.«

»Komm!« sagte sie plötzlich entschlossen.

»Was willst du tun?«

»Ich werde über die Mauer klettern und versuchen, unbemerkt bis zum Haus vorzudringen.«

»Ich komme mit.«

Der Garten war ziemlich verwildert und bot eine gute Deckung. Es gelang ihnen, sich unbeobachtet der Rückseite des Hauses zu nähern. Hier befand sich eine breite Terrasse, von der ein paar baufällige Stufen in den Garten hinunter führten.

Eine breite Glastüre öffnete sich auf die Terrasse. Aber die beiden wagten nicht, ihre Deckung zu verlassen, und die Fenster, neben denen sie kauerten, waren zu hoch, als daß sie einen Blick hätten hineinwerfen können. Ihr Erkundungsgang drohte ein Mißerfolg zu werden, aber da ergriff Tuppence plötzlich Tommys Arm.

Jemand sprach in dem Zimmer über ihnen. Das Fenster war offen, und sie konnten das Gespräch, das dort drinnen geführt wurde, deutlich verstehen.

»Kommen Sie herein und schließen Sie die Tür«, sagte eine Männerstimme in gereiztem Ton. »Also – eine Dame ist vor ungefähr einer Stunde hergekommen und hat nach Mrs. Leigh Gordon gefragt, wie?«

»Ja, Sir.« Tuppence erkannte die Stimme des Dieners, der sie vorhin mit steinerner Miene abgewiesen hatte.

»Natürlich haben Sie gesagt, die Dame sei nicht bei uns?«

»Natürlich, Sir.«

»Und jetzt dieser Kerl, dieser Journalist!« grollte die andere Stimme.

Plötzlich kam der Sprecher ans Fenster und schob den Rolladen hoch; durch die Zweige des Gebüsches konnten die beiden Späher Horriston erkennen.

»Es ist die Frau, die mich besonders beunruhigt. Wie sah sie denn aus?«

»Jung, hübsch und sehr elegant angezogen, Sir.«

Tommy gab Tuppence einen Rippenstoß.

»Genau, was ich befürchtete«, stieß der Arzt zwischen den Zähnen hervor. »Sicher eine Freundin von Leigh Gordon. Die Sache wird sehr gefährlich. Ich werde mich entschließen müssen …«

Er ließ den Satz unvollendet. Tommy und Tuppence hörten, wie die Tür ins Schloß fiel. Dann herrschte wieder Stille.

Behutsam traten die beiden den Rückzug an. Als sie eine kleine Lichtung erreichten, die außer Hörweite lag, sagte Tommy:

»Das ist eine verdammt ernste Geschichte. Der Doktor führt Böses im Schilde. Ich glaube, wir sollten sofort in die Stadt zurückkehren und mit Stavansson sprechen.«

Zu seinem Erstaunen schüttelte Tuppence den Kopf.

»Nein, besser wir bleiben hier. Hast du nicht gehört, wie er sagte, er müsse sich entschließen? Das kann allerhand bedeuten …«

»Leider wissen wir nichts, was uns berechtigt, die Polizei zu alarmieren.«

»Hör mal, Tommy: Man könnte vielleicht Stavansson vom Dorf aus anrufen? Ich bleibe inzwischen hier in der Nähe.«

»Ja, das ist wohl die beste Idee«, stimmte Tommy zu.

»Aber weißt du …«

»Ja?«

»Sei vorsichtig, bitte …«

»Natürlich! Beeil dich!«

Zwei Stunden waren verflossen, bis Tommy zurückkam. Tuppence erwartete ihn in der Nähe des Tores.

»Nun?«

»Ich habe Stavansson nicht erreichen können; dann habe ich bei Lady Susan angerufen – aber sie war auch nicht zu Hause.

Schließlich dachte ich, ich frage mal beim guten Brady an, was im Ärztehandbuch – oder wie immer das Ding heißt – über Horriston geschrieben steht.«

»Ja? Und was hat Dr. Brady gesagt?«

»Er war sofort im Bilde. Horriston soll früher ein recht tüchtiger Arzt gewesen sein, hat aber später in irgendeiner Sache Pech gehabt. Brady nannte ihn einen skrupellosen Quacksalber und sagte, er persönlich traue ihm alles zu. Jetzt ist die Frage – was sollen wir tun?«

»Wir müssen hierbleiben«, erwiderte sie ohne zu zögern. »Meinem Gefühl nach wird heute nacht noch irgend etwas passieren. Übrigens – ein Gärtner hat den Efeu am Haus gestutzt, Tommy, ich weiß, wohin er die Leiter gestellt hat!«

»Ausgezeichnet!« lobte Tommy. »Also heute abend …«

»Sobald es dunkel wird …«

»Werden wir sehen …«

»… was wir sehen werden!«

Nun war Tommy an der Reihe, das Haus zu überwachen, während Tuppence ins Dorf ging, um etwas zu essen.

Nach ihrer Rückkehr standen sie beide gemeinsam Wache.

Um neun Uhr beschlossen sie, daß es jetzt dunkel genug sei, um ihr Unternehmen anzupacken. Sie konnten ungehindert das Haus umschleichen. Plötzlich ergriff Tuppence Tommys Arm.

»Horch!«

Wieder klang es leise durch die Nacht – irgendwo stöhnte eine Frau vor Schmerz.

»Es kommt aus dem Zimmer dort oben«, flüsterte Tuppence.

Abermals durchbrach das Stöhnen die Stille der Nacht. Die beiden Lauscher beschlossen, ihren Plan in die Tat umzusetzen. Tuppence tastete sich bis zu der Stelle vor, wo der Gärtner die Leiter gelassen hatte. Sie trugen sie zusammen bis an die Mauer unter dem Fenster, woraus sie das Stöhnen vernommen hatten. Im Erdgeschoß waren alle Rolläden herabgelassen, aber die Jalousien am Fenster oben im ersten Stock waren offen.

Tommy lehnte die Leiter so leise wie möglich gegen die Hauswand.

»Ich klettere hinauf«, flüsterte Tuppence. »Du bleibst unten.

Ich habe keine Angst davor, auf eine Leiter hinaufzusteigen, und du kannst sie besser sichern als ich. Und falls der Doktor auftauchen sollte, wäre ich zu schwach, um mit ihm fertig zu werden.«

Behende eilte Tuppence die Sprossen hinauf und reckte vorsichtig den Kopf, um durch das Fenster schauen zu können.

Dann zog sie ihn schnell wieder zurück, aber nach einem kurzen Augenblick wagte sie sich von neuem vor. So

verharrte sie ungefähr fünf Minuten auf der Leiter. Dann kam sie wieder herunter.

»Sie ist es!« stieß sie atemlos hervor. »Ach Tommy, wie schauderhaft! Sie liegt da im Bett und stöhnt und wälzt sich von einer Seite auf die andere – gerade, als ich oben war, kam eine Frau in das Zimmer, angezogen wie eine Krankenschwester. Sie beugte sich über die Bedauernswerte und spritzte ihr etwas in den Arm. Dann ging sie wieder hinaus. Was sollen wir nur machen?«

»Ist sie bei Bewußtsein?«

»Ich glaube schon. Ich bin sogar sicher. Vielleicht ist sie am Bett festgebunden. Ich klettere wieder hinauf und versuche, in das Zimmer zu steigen.«

»Aber Tuppence …!«

»Bei der geringsten Gefahr schreie ich, und du kommst mir zu Hilfe. Halt mir den Daumen!«

Um jede weitere Diskussion zu vermeiden, eilte sie schnell die Leiter wieder hinauf. Tommy sah, wie sie am Fenster herumhantierte und dann leise das Schiebefenster hinaufschob.

Im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

Nun folgten qualvolle Minuten für Tommy. Erst blieb alles still. Tuppence und Mrs. Leigh Gordon schienen sich im Flüsterton miteinander zu unterhalten, wenn sie überhaupt sprachen. Dann klang leises Murmeln an sein Ohr. Er atmete erleichtert auf; aber plötzlich brachen die Stimmen ab. Es herrschte tödliche Stille.

Tommy lauschte gespannt. Was in aller Welt ging da oben vor?

Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter.

»Komm!« erklang Tuppences Stimme aus der Dunkelheit.

»Tuppence! Wie bist du hierher gekommen?«

»Durch die Haustür. Komm, wir haben hier nichts mehr zu suchen.«

»Nichts mehr zu suchen? Und was wird aus Mrs. Leigh Gordon?«

Mit unbeschreiblicher Bitterkeit erwiderte sie:

»Sie macht eine Schlankheitskur.«

Verblüfft sah Tommy sie an.

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Es ist so, wie ich es sage. Sie magert ab. Die schlanke Linie! Hast du nicht gehört, wie Stavansson erklärte, er hasse dicke Frauen? In den zwei Jahren, während er am Nordpol war, hat seine Hermy beträchtlich zugenommen. Und als *er* meldete, daß er vorzeitig zurückkehren würde, ist ihr der Schreck in alle Glieder gefahren, und in ihrer Panik beschloß sie, die neue Abmagerungskur von Horriston zu versuchen. Eine Kur mit Spritzen. Er macht ein großes Geheimnis daraus und verlangt enorme Preise für seine Behandlung. Daß er ein Quacksalber ist, unterliegt keinem Zweifel; aber er geht sehr geschickt vor! Als Stavansson nach London kam, hatte seine Braut ihre Kur erst begonnen. Lady Susan hat geschworen, ihm nichts zu verraten, und sie hält Wort. Aber wir zwei kommen hierher und machen ein paar verdammte Narren aus uns!«

Tommy schöpfte tief Atem. Sehr würdevoll sagte er dann:

»Ich glaube, lieber Watson, daß morgen in Queen’s Hall ein sehr gutes Konzert gegeben wird. Wenn wir in aller Frühe nach London zurückfahren, kommen wir sicher noch zurecht. Und ich bitte Sie, diesen Fall nicht zu Protokoll zu nehmen. Er ist es nicht wert, daß man ihn der Nachwelt überliefert!«

6

Sie waren dabei, ihre Post durchzusehen. Mit einem freudigen Ausruf reichte Tuppence ihrem Mann einen Brief über den Schreibtisch:

»Ein neuer Klient«, bemerkte sie in gewichtigem Ton.

»Oho! Was können wir aus diesem Brief schließen, mein lieber Watson? Nicht viel, außer der hervorstechenden Tatsache, daß dieser – eh – Mr. Montgomery Jones die Rechtschreibung unserer Sprache nicht vollkommen beherrscht, was seinerseits wieder beweist, daß Mr. Montgomery Jones eine teure Erziehung genossen hat.«

»Montgomery Jones?« wiederholte sie. »Was weiß ich bloß über diesen Montgomery Jones? O ja, ich hab's! Ich glaube, Janet St. Vincent nannte seinen Namen. Seine Mutter war Lady Aileen Montgomery, sehr hochnäsig und sehr fromm, und sie heiratete einen Mann namens Jones, der viel Geld hatte.«

»Immer die gleiche Geschichte«, murmelte Tommy. »Übrigens – um wieviel Uhr will er denn kommen, dieser Montgomery Jones? Um 11 Uhr 30, wie ich sehe.«

Punkt 11 Uhr 30 betrat ein großer junger Mann das Vorzimmer der Agentur und wandte sich freundlich und unbefangen an Albert, den Bürodiener.

»Hören Sie zu – könnte ich Mr. – eh – Blunt sprechen, bitte?«

»Haben Sie eine Verabredung mit ihm?« fragte Albert.

»Ich weiß es nicht genau. Ja, ich denke doch. Das heißt, ich schrieb einen Brief …«

»Wen darf ich melden?«

»Mr. Montgomery Jones.«

»Ich werde Mr. Blunt benachrichtigen, daß Sie hier sind.«

Wenige Augenblicke später kam Albert zurück.

»Wollen Sie sich bitte noch etwas gedulden? Mr. Blunt hat im Augenblick eine sehr wichtige Konferenz.«

»Oh – oh – gewiß.« Mr. Montgomery Jones nickte.

Tommy glaubte, seinem Klienten genügend Respekt eingeflößt zu haben. Deshalb drückte er auf den Knopf unter seiner Schreibtischplatte, und sogleich wurde Mr. Montgomery Jones von Albert hereingeführt.

Tommy stand auf, um ihn zu begrüßen; er schüttelte seinem Klienten herzlich die Hand und geleitete ihn zu einem freien Sessel.

»Nun, Mr. Montgomery Jones«, sagte Tommy munter, »was verschafft uns das Vergnügen?«

Mr. Montgomery Jones warf einen vorsichtigen Blick auf die dritte Person im Raum und zögerte mit der Antwort.

»Meine Privatsekretärin, Miss Robinson«, stellte Tommy vor.

»Sie können sich in ihrer Gegenwart ruhig aussprechen. Es handelt sich wohl um eine delikate Familienangelegenheit?«

»Eigentlich nicht.«

»Das überrascht mich. Sie sind doch hoffentlich nicht selbst in Schwierigkeiten geraten?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Nun«, meinte Tommy, »vielleicht könnten Sie uns Ihr Anliegen klar auseinandersetzen?«

Mr. Montgomery Jones war offensichtlich außerstande,

diesem Wunsch nachzukommen.

»Es ist eine reichlich verzwickte Angelegenheit, in der ich Sie benötige!« begann er vorsichtig. »Ich weiß wirklich nicht recht, wie ich es Ihnen sagen soll.«

»Ich befasse mich niemals mit Scheidungsangelegenheiten«, sagte Tommy kühl.

»O Gott, nein!« rief Mr. Montgomery Jones entsetzt. »Das meine ich nicht. Es ist bloß – ja, es ist bloß ein verteufelt dummer Scherz. Das ist es.«

»Jemand hat sich wohl einen Spaß mit Ihnen erlaubt, und Sie können dem Spaßvogel nichts nachweisen?«

Aber Mr. Montgomery Jones schüttelte abermals den Kopf.

Tommy gab es auf, Hilfestellung leisten zu wollen: »Nun, lassen Sie sich ruhig Zeit«, sagte er liebenswürdig, »und schildern Sie den Fall mit Ihren eigenen Worten.«

Pause.

»Ja«, brachte Mr. Montgomery Jones schließlich heraus, »es war beim Abendessen. Ich saß neben einer Frau.«

»Nun?« ermutigte Tommy ihn.

»Sie war – ach, ich kann es nicht beschreiben! Sie war – einfach die schönste Frau, die ich je getroffen habe. Sie kommt aus Australien und teilt mit einer Freundin eine Wohnung in der Clarges Street. Ich kann Ihnen nicht schildern, was für einen Eindruck sie auf mich gemacht hat!«

»Wir glauben es Ihnen gern, Mr. Jones«, sagte Tuppence.

Mit den klassischen Methoden eines Mr. Blunt war Mr. Jones offensichtlich nicht dazu zu bewegen, sein Herz zu erleichtern.

Hier war weibliches Mitgefühl vonnöten, das merkte

Tuppence genau.

»Ja, wir verstehen Sie sehr gut«, wiederholte sie.

»Ach, das war ein furchtbarer Schock für mich«, sagte Mr. Montgomery Jones. »Furchtbar, daß eine Frau einen so umwerfen kann … Ich habe schon mal eine Frau gekannt – eigentlich zwei. Die eine war schrecklich lustig und so, aber ihr Kinn wollte mir nicht recht gefallen. Aber tanzen konnte sie! Wunderbar! Und dann kannte ich sie auch schon eine Ewigkeit – da fühlt man sich viel sicherer, verstehen Sie? Die andere – tanzte im Kabarett *Frivolity*. Sie war großartig. Aber natürlich gab es ihretwegen Krach mit den Alten; und ich hatte sowieso nicht die Absicht, die eine oder die andere zu heiraten. Natürlich – man spielt manchmal mit diesem Gedanken, verstehen Sie? Und dann, wie ein Schlag aus heiterem Himmel, komme ich neben diese Frau zu sitzen und …«

»Die ganze Welt war verwandelt«, warf Tuppence gefühlvoll ein.

Tommy rückte ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her. Mr. Jones' Liebesgeschichten begannen ihn grenzenlos zu langweilen.

»Wie gut Sie das ausgedrückt haben!« rief Mr. Montgomery Jones. »Ja, die ganze Welt war verwandelt. Aber wissen Sie, ich fürchte, sie hat gar keinen sehr guten Eindruck von mir bekommen. Sie werden es mir vielleicht nicht glauben wollen, aber ich bin nicht furchtbar gescheit.«

»Oh, Sie sind viel zu bescheiden!« warf Tuppence ein.

»Doch, doch, ich weiß genau, daß ich kein Kirchenlicht bin«, sagte Mr. Montgomery Jones. »Ich bin nicht gut genug für ein so wundervolles Wesen wie diese Frau. Aber gerade deswegen muß ich diese Sache jetzt durchstehen, es ist meine einzige Chance. Sie hat soviel

Charakter – sie würde niemals ein gegebenes Wort brechen!«

»Nun, wir wünschen Ihnen jedenfalls viel Glück dazu«, sagte Tuppence freundlich. »Ich verstehe nur nicht, was für eine Rolle wir dabei spielen sollen!«

»O Gott!« sagte Mr. Montgomery Jones. »Habe ich es Ihnen denn noch nicht erklärt?«

»Nein«, sagte Tommy. »Bis jetzt noch nicht.«

»Nun, die Sache war so. Wir sprachen über Detektivromane.

Una – so heißt sie – Una verschlingt sie ebenso leidenschaftlich wie ich. Wir kamen auf eine besondere Geschichte zu sprechen. Da dreht sich alles um ein Alibi. Dann sprachen wir von Alibis im allgemeinen und wie man sie fabriziert. Und dann sagte ich – nein, sie sagte – ja wer von uns beiden hat es jetzt eigentlich gesagt?«

»Das tut nichts zur Sache«, meinte Tuppence.

»Ich sagte, es sei verdammt schwierig, ein Alibi zu fälschen.

Sie war anderer Meinung: mit ein bißchen Kopfzerbrechen könnte man es schaffen, meinte sie. Uns wurde beiden ganz heiß bei dieser aufregenden Diskussion. Schließlich sagte sie: ›Wollen wir wetten? Was geben Sie mir, wenn ich ein Alibi fälsche, das niemand widerlegen kann?‹ ›Alles, was Sie wollen‹, sagte ich. So haben wir auf der Stelle die Wette abgeschlossen. Sie war ihrer Sache unglaublich sicher. ›Das ist eine ungleiche Wette mit allen Chancen auf meiner Seite‹, sagte sie. ›Seien Sie bloß nicht so sicher‹, entgegnete ich. ›Und wenn Sie verlieren und ich dann etwas verlange, was ich mir wünsche?‹ Sie lachte und meinte, sie käme aus einer Familie von Glücksspielern, und der Einsatz gilt.«

»Und jetzt?« fragte Tuppence, als Mr. Montgomery Jones innehielt und sie flehend anblickte.

»Jetzt? Es ist meine einzige Chance! Wie könnte ich sonst eine Frau wie diese jemals dazu bringen, mich auch nur anzuschauen? Sie ahnen ja gar nicht, was für eine Spielernatur sie ist. Im letzten Sommer ist sie mit einem Mann mit dem Schiff aufs Meer hinausgefahren, und sie haben gewettet, sie würde nicht über Bord springen und in Kleidern und Schuhen an Land schwimmen. Aber sie tat es doch.«

»Ein sonderbarer Vorschlag«, meinte Tommy. »Leider habe ich meine Aufgabe immer noch nicht begriffen.«

»Es ist doch so einfach!« rief Mr. Montgomery Jones. »Das Aufdecken von falschen Alibis ist doch Ihr tägliches Brot!«

»Oh – äh – natürlich«, sagte Tommy. »Wir haben uns sehr häufig mit falschen Alibis zu befassen.«

»Jemand muß es für mich machen«, sagte Montgomery Jones.

»Ich selbst habe nicht das richtige Talent dafür. Sie müssen nur Una auf die Schliche kommen, und alles ist in Butter.

Ihnen wird meine Geschichte natürlich sehr kindisch vorkommen – aber für mich hängt so viel davon ab! Ich bin natürlich bereit zu zahlen, was – äh – was Sie verlangen.«

»Schon gut«, sagte Tuppence. »Mr. Blunt wird Ihren Fall zweifellos übernehmen.«

»Gewiß, gewiß. Ein herzerfrischender Fall; wirklich, sehr herzerfrischend«, meinte Tommy.

Mr. Montgomery Jones stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und zog einen dicken Packen Papier aus

seiner Tasche.

»Da habe ich es!« sagte er und schälte einen Brief aus dem Bündel. »Sie schreibt: Hier schicke ich Ihnen das Beweismaterial, daß ich zur gleichen Zeit an zwei verschiedenen Orten gewesen bin. Einmal habe ich in Soho, im Restaurant *Bon Temps*, allein zu Abend gegessen, bin dann ins *Duke-Theater* gegangen und habe schließlich mit einem Freund, Mr. Le Marchant, im *Savoy* diniert; aber gleichzeitig war ich auch im *Castle-Hotel* in Torquay und bin erst am nächsten Morgen nach London zurückgekommen. An Ihnen ist es, herauszufinden, welche der beiden Geschichten die richtige ist und wie ich die andere glaubhaft gemacht habe. – Verstehen Sie jetzt, was ich von Ihnen erwarte, Mr. Blunt?« schloß Mr. Montgomery Jones.

»Wirklich eine erquickende kleine Denksportaufgabe«, meinte Tommy.

»Und hier ist Unas Fotografie. Sie werden sie brauchen!«

»Wie ist der vollständige Name der jungen Dame, bitte?« fragte Tommy.

»Miss Una Drake. Und ihre Adresse ist: 180, Clarges Street.«

»Vielen Dank«, sagte Tommy. »Nun, wir werden uns um die Sache kümmern, Mr. Montgomery Jones. Ich hoffe, Ihnen sehr bald eine gute Nachricht übermitteln zu können.«

»Sie haben keine Ahnung, wie dankbar ich Ihnen bin!« sagte Mr. Jones und drückte Tommys Hand. »Sie haben mir ein Zentnergewicht von der Seele genommen!«

Tommy begleitete seinen Klienten hinaus. Als er wieder ins Büro zurückkam, stand Tuppence vor dem Bücherregal, das die Klassiker enthielt.

»Inspektor French«, sagte sie.

»Wie bitte?« fragte Tommy.

»Inspektor French, selbstredend«, wiederholte seine Frau. »Er hatte es mit Alibis. Ich kenne seine Technik genau. Wir müssen jede Minute überprüfen. Zuerst ist das Alibi natürlich bombensicher, aber bei näherer Betrachtung entdeckt man Sprünge in dem Gebäude.«

»Das sollte wirklich nicht allzu schwer sein«, stimmte Tommy zu. »Da man von vornherein weiß, daß eine der beiden Geschichten Schwindel ist, ist das Ganze ein Kinderspiel. Und das bereitet mir Kummer.«

»Kummer? Warum denn?«

»Kummer wegen der Frau«, sagte Tommy. »Sie wird wahrscheinlich den jungen Mann heiraten müssen, ob es ihr paßt oder nicht.«

»Liebling«, sagte Tuppence, »sei doch kein Narr! Frauen geben gerne vor, leidenschaftliche Spieler zu sein – sie sind es aber in Wirklichkeit gar nicht. Diese Frau wäre niemals auf eine solche Wette eingegangen, wenn sie nicht bereit wäre, diesen netten, aber hohlköpfigen Jungen zu heiraten. Aber glaube mir, Tommy, sie wird ihn mit größerer Bereitwilligkeit und Respekt heiraten, wenn er die Wette gewinnt und sie nicht erst Wege finden muß, um ihm die Sache auf eine andere Weise mundgerecht zu machen.«

»Du bildest dir wirklich ein, daß du über alles Bescheid wüßtest«, bemerkte Tommy.

»Du wirst sehen, daß ich recht habe.«

»Wir wollen erst einmal das Material studieren«, sagte Tommy und begann die Papiere durchzublättern. »Zuerst das Foto. Hm – eine recht hübsche Person. Und offenbar ein gutes Bild. Deutlich und leicht zu erkennen.«

»Wir müssen uns auch ein paar Fotos von anderen Frauen verschaffen«, meinte Tuppence.

»Wozu?«

»Das macht man immer so. Man zeigt den Kellnern vier oder fünf Bilder, und sie tippen dann auf das richtige.«

»Meinst du wirklich, daß sie das richtige herausfinden?«

»So steht es in den Detektivromanen; da finden sie es immer heraus.«

»Nur schade, daß das wirkliche Leben sich so wenig an die Welt der Romane hält«, meinte Tommy. »Nun, was haben wir hier? Aha, da sind die Londoner Beweisstücke. Abendessen im *Bon Temps* um 19 Uhr 30. Dann *Duke-Theater,* wo sie sich die neue Revue *Der blaue Enzian* ansah. Kontrollabschnitt des Theaterbilletts liegt bei. Souper im *Savoy* mit Mr. Le Marchant.

– Ich denke, wir könnten Mr. Le Marchant dazu hören.«

»Das wird uns gar nichts einbringen«, sagte Tuppence. »Wenn er ihr Spiel mitspielt, wird er sie nicht verraten, das ist klar. Wir können von vorneherein streichen, was er sagt.«

»Also gut – widmen wir uns dem Tagebuch aus Torquay«, fuhr Tommy fort. »Zwölfuhrzug von Paddington, Essen im Speisewagen, quittierte Rechnung liegt bei. Über Nacht im *Castle-Hotel,* Abermals quittierte Rechnung.«

»Mir kommt das alles recht mager vor«, meinte Tuppence.

»Jeder kann eine Theaterkarte kaufen und braucht deswegen noch lange nicht ins Theater zu gehen. Sie ist einfach nach Torquay gefahren, und die ganze Londoner Geschichte ist aufgelegter Schwindel.«

»Dann wäre es unter unserer Würde, den Fall zu

bearbeiten«, meinte Tommy. »Nun, das wird sich ja herausstellen, wenn wir Mr. Le Marchant interviewen.«

Mr. Le Marchant war ein eleganter Windhund, der ihren Besuch für die natürlichste Sache der Welt hielt.

»Una hat sich wohl einen kleinen Scherz ausgedacht, wie?« fragte er. »Man weiß nie, was dieser kleine Schlingel im nächsten Augenblick anstellt.«

»Stimmt es, Mr. Le Marchant, daß Miss Drake am letzten Dienstag mit Ihnen im *Savoy* soupiert hat?« erkundigte sich Tommy.

»Ja, ja, das stimmt. Ich weiß, daß es am letzten Dienstag war, weil Una mir immer wieder das Datum eingeschärft hat; ja, sie wünschte sogar, daß ich es in mein Notizbuch eintragen sollte.«

Nicht ohne Genugtuung zeigte er sein Gekritzel vor: *Souper mit Una. Savoy. Dienstag, den 18.*

»Wissen Sie, was Miss Drake in der Zeit vor dem Souper unternommen hat?«

»Sie sah sich eine alberne Revue an. Ich glaube, die Revue hieß *Rosa Pfingstrosen* oder so ähnlich. Reine Zeitverschwendung, so lautete ihr Urteil.«

»Sind Sie absolut sicher, daß Miss Drake diesen Abend mit Ihnen verbracht hat?«

Mr. Le Marchant starrte Tommy entgeistert an: »Aber natürlich, habe ich es Ihnen denn nicht deutlich genug gesagt?«

»Vielleicht hat sie Sie bloß gebeten, uns gegenüber etwas zu behaupten, was gar nicht stimmt?« sagte Tuppence.

»Nein, aber sie sagte in der Tat etwas Merkwürdiges an diesem Abend. Wie war das bloß? Sie sagte: ›Jimmy, Sie glauben, daß wir hier zusammensitzen und soupieren.

Aber in Wirklichkeit soupiere ich gerade in Devonshire, zweihundert Meilen von hier.‹ Das war eine verdammt komische Bemerkung, finden Sie nicht? Es erinnerte mich an die Märchen vom Astralleib und dergleichen. Das Komische ist bloß, daß ein Freund von mir, Dicky Rice, behauptet, sie tatsächlich dort gesehen zu haben.«

»Wer ist Mr. Rice?«

»Oh, ein Bekannter. Er war in Torquay bei einer Tante zu Besuch. Eine alte Schachtel, die immer am Sterben ist und nie stirbt. Dicky war dort und spielte den liebevollen Neffen. Er sagte: ›Ich habe das australische Mädchen dort gesehen – Una Soundso. Ich wollte sie ansprechen, aber meine Tante zog mich weg, und ich mußte mit einer alten Ziege in einem Liegestuhl Konversation machen.‹ Ich fragte: ›Wann war das?‹ Und er sagte: ›Dienstag, am späten Nachmittag‹. Ich erklärte ihm natürlich, er müsse sich geirrt haben – aber es ist doch seltsam, finden Sie nicht? Besonders, weil Una am selben Abend auf ihren Aufenthalt in Devonshire anspielte!«

»Sehr seltsam«, meinte Tommy. »Sagen Sie mal, Mr. Le Marchant, kannten Sie jemanden von den Gästen an den Nebentischen im *Savoy* an jenem Abend?«

»Ja, am nächsten Tisch saßen die Oglanders.«

»Kennen diese Leute Miss Drake?«

»Doch ja, sie kennen sie, sind aber nicht mit ihr befreundet.«

»Nun, Mr. Le Marchant, wenn Sie uns nichts mehr zu sagen haben, werden wir uns verabschieden.«

»Entweder ist der Bursche ein unglaublich geschickter Lügner, oder er sagt die Wahrheit«, bemerkte Tommy, als sie wieder auf der Straße waren.

»Ja«, meinte Tuppence. »Ich muß meine Meinung korrigieren.

Ich habe jetzt das Gefühl, daß Una Drake an diesem Abend tatsächlich im *Savoy* soupiert hat.«

»Gehen wir jetzt mal ins *Bon Temps*«, sagte Tommy. »Auch ein kleiner Imbiß könnte nicht schaden, denn so eine Jagd macht hungrig! Wir wollen uns noch ein paar Fotos von hübschen Frauen besorgen.«

Die Beschaffung dieser Bilder erwies sich jedoch als weit schwieriger, als sie angenommen hatten. Als sie bei einem Fotografen eine Auswahl von Bildern verlangten, wurden sie kühl abgewiesen.

»Warum ist im Leben alles so schwierig, was in Büchern so einfach erscheint?« klagte Tuppence. »Wie argwöhnisch die uns angesehen haben! Wofür, glauben sie wohl, brauchen wir diese Fotos? Vielleicht hat Jane ein paar Bilder für uns.«

Tuppences Freundin Jane zeigte sich verständnisvoll und ließ sie in ihrem Schreibtisch kramen. Dort fand Tuppence vier Bilder von ehemaligen Freundinnen. Sie lagen vergessen in irgendeiner Schublade: Aus den Augen – aus dem Sinn.

Ausgerüstet mit dieser Auswahl weiblicher Schönheit fuhren sie ins *Bon Temps*, wo neue Schwierigkeiten sie erwarteten.

Tommy mußte mit jedem Kellner einzeln verhandeln, der Reihe nach Trinkgelder austeilen und konnte dann erst seine Fotos vorzeigen. Das Ergebnis war nicht befriedigend. Mindestens drei der jungen Damen, die auf den Fotos abgebildet waren, wollte man am letzten Dienstag in dem Lokal beim Souper gesehen haben.

Vom *Bon Temps* kehrten sie wieder in die Agentur zurück, wo Tuppence sich in das Kursbuch vertiefte.

»Paddington ab 12 Uhr – Torquay an 15 Uhr 35. Das ist der Zug. Und Mr. Le Marchants Freund, dieser Mr. Rice oder Grieß oder wie er heißt, hat Una dort am Spätnachmittag gesehen.«

»Wir haben seine Behauptung noch nicht nachgeprüft, vergiß das nicht!« warnte Tommy. »Wenn dieser Le Marchant ein Freund von Una Drake ist, wie du es annimmst, könnte er sich diese Geschichte vielleicht ausgedacht haben.«

»Also gut – spür diesen Mr. Rice auf!« sagte sie. »Aber ich habe so eine Ahnung, daß Mr. Le Marchant die Wahrheit gesagt hat. Ich habe jetzt eine andere Möglichkeit im Auge: Una Drake verläßt London mit dem Zug um 12 Uhr, nimmt vielleicht ein Zimmer im Hotel und packt ihre Koffer aus. Dann fährt sie zurück und kommt rechtzeitig in London an, um sich im *Savoy* sehen zu lassen. Es geht ein Zug um 16 Uhr 40 von Torquay, der um 21 Uhr 10 in Paddington eintrifft.«

»Und dann?« fragte Tommy.

»Ja, dann wird die Sache schwieriger. Es geht zwar ein Zug um Mitternacht von Paddington ab, aber den hat sie wohl nicht nehmen können; es wäre zu früh gewesen.«

»Vielleicht ein schnelles Auto …« schlug Tommy vor.

»Hm«, brummte Tuppence. »Es sind immerhin zweihundert Meilen.«

»Man hat mir erzählt, daß Australier sehr leichtsinnige Fahrer sein sollen.«

»Ja, sie hätte es schaffen können«, meinte Tuppence. »Sie wäre dann gegen 7 Uhr früh in Torquay angekommen.«

»Meinst du, sie hätte im *Castle-Hotel* in ihr Zimmer schleichen können, ohne daß jemand sie gesehen hätte?

Oder glaubst du, sie hätte einfach ihre Rechnung verlangt und erklärt, sie sei die ganze Nacht aus gewesen?«

»Tommy, wir sind Idioten. Sie brauchte ja gar nicht nach Torquay zurückzufahren; sie konnte einfach einen Freund beauftragen, ins Hotel zu gehen, ihr Gepäck zu holen und die Rechnung zu bezahlen. So konnte sie sich die quittierte Rechnung mit dem richtigen Datum verschaffen.«

»Ich glaube, daß wir damit eine recht solide Hypothese ausgearbeitet haben«, meinte Tommy. »Um unsere brillanten Schlußfolgerungen zu überprüfen, schlage ich vor, morgen mit dem Zwölfuhrzug nach Torquay zu fahren.«

Mit einer Aktenmappe voller Fotos setzten sich Tommy und Tuppence am nächsten Tag in ein Abteil erster Klasse und bestellten Plätze für das Mittagessen im Speisewagen.

»Wahrscheinlich sind es nicht die gleichen Kellner«, sagte Tommy. »So viel Glück können wir nicht erwarten. Wir müssen wahrscheinlich tagelang zwischen London und Torquay hin und her reisen, ehe wir auf die richtigen Kellner stoßen.«

»Dieses Alibi knacken ist wirklich beschwerlich«, sagte Tuppence. »In den Büchern wird das alles in zwei oder drei Absätzen erledigt: Inspektor Soundso nimmt den Zug nach Torquay, fragt die Kellner im Speisewagen und ist einen bedeutenden Schritt weitergekommen.«

Diesmal aber hatte das junge Paar Glück. Der Oberkellner, der ihnen die Rechnung brachte, hatte tatsächlich am letzten Dienstag im gleichen Zug Dienst gehabt. Tommy legte noch zehn Shilling als Trinkgeld auf den Zahlteller, und Tuppence öffnete die Aktenmappe.

»Ich möchte gerne wissen«, sagte Tommy, »ob eine dieser jungen Damen am letzten Dienstag in diesem Zug

zu Mittag gegessen hat?«

Diesmal hatten sie wirklich das Glück, das den Meisterdetektiv im Kriminalroman nie verläßt: Der Mann deutete sofort auf Una Drakes Fotografie.

»Ja, Sir, ich erinnere mich an die Dame. Ich weiß, daß es am Dienstag war, weil die junge Dame selbst darauf zu sprechen kam. Sie sagte, der Dienstag sei immer ein Glückstag für sie.«

»So weit, so gut«, sagte Tuppence, als sie wieder in ihrem Abteil waren. »Und wir werden vermutlich auch entdecken, daß sie ein Zimmer im Hotel gemietet hat. Schwieriger wird es schon, wenn wir beweisen wollen, daß sie nach London zurückgefahren ist; aber vielleicht wird sich ein Träger am Bahnhof an sie erinnern.«

Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Tommy fragte den Kontrolleur an der Sperre und einige Träger. Nach der obligaten Verteilung von Zehnshillingnoten schienen zwei der Träger sich dunkel erinnern zu können: Eine der abgebildeten Damen sähe einer Person ähnlich, die an jenem Nachmittag den Zug um 16 Uhr 40 nach London bestiegen hatte. Aber es war nicht Una Drake.

»Das beweist gar nichts«, sagte Tuppence, als sie den Bahnhof verließen. »Sie kann diesen Zug genommen haben, ohne daß sie jemand bemerkt hat.«

»Sie kann auch von einem anderen Bahnhof, von Torre, abgefahren sein.«

»Das ist sehr wahrscheinlich. Wir werden es überprüfen, wenn wir uns im Hotel erkundigt haben.«

Das *Castle-Hotel* war ein großes Hotel mit dem Blick aufs Meer. Tommy bestellte ein Zimmer für die Nacht, trug sich ins Register ein und bemerkte dann freundlich:

»Ich glaube, eine Freundin von uns, Miss Una Drake, hat

letzten Dienstag hier bei Ihnen übernachtet.«

Die junge Dame im Büro nickte ihm zu.

»Oh ja, ich entsinne mich genau! Eine junge Dame aus Australien, glaube ich.«

Auf ein Zeichen von Tommy zog Tuppence das Foto heraus.

»Ist das nicht ein reizendes Bild von ihr?« fragte sie.

»Ja, ganz reizend!«

»Ist sie lange hier geblieben?« fragte Tommy.

»Nur eine Nacht. Sie fuhr am nächsten Morgen mit dem Eilzug nach London zurück. Eine lange Reise für eine einzige Nacht! Aber Australierinnen machen lange Reisen ja nichts aus.«

»Sie ist ein sehr aktives Mädchen«, meinte Tommy. »Immer auf Abenteuer aus. Neulich erst ging sie am Abend mit Freunden aus, fuhr dann mitten in der Nacht mit deren Wagen spazieren, landete glücklich im Straßengraben und kam erst morgens wieder ins Hotel zurück. Ich glaube, diese Geschichte ist ihr sogar in Torquay passiert …«

»Oh – nein«, sagte die junge Dame im Büro. »Miss Drake nahm das Abendessen hier im Hotel ein.«

»So? Sind Sie wirklich ganz sicher? Ich meine – woher wissen Sie denn das?«

»Ich habe sie selbst gesehen.«

»Ich frage bloß, weil ich dachte, sie hätte mit Freunden einen Streifzug durch die Lokale von Torquay gemacht«, erklärte Tommy.

»Nein, sie hat hier gespeist.« Die junge Dame lachte und errötete ein wenig. »Sie hatte ein besonders hübsches Kleid aus Chiffon an, mit gelben Stiefmütterchen als Muster.«

»Tuppence, unsere schöne Theorie ist hin!« sagte Tommy, als sie in ihrem Zimmer allein waren.

»Ja, leider. Allerdings besteht noch die Möglichkeit, daß die junge Dame sich geirrt hat. Wir wollen bei Tisch den Kellner ausfragen. Zu dieser Jahreszeit kommen bestimmt nicht viele Leute hierher.«

Diesmal war es Tuppence, die den Angriff eröffnete.

»Könnten Sie mir sagen, ob eine Freundin von mir am letzten Dienstag hier gegessen hat?« fragte sie den Kellner mit liebenswürdigem Lächeln. »Eine gewisse Miss Drake – sie trug ein hübsches Kleid mit lauter gelben Stiefmütterchen.« Sie zog das Bild heraus: »Das ist die Dame.«

»Ja, ja, Miss Drake! Ich entsinne mich genau! Sie sagte, sie käme aus Australien.«

»Sie aß hier zu Abend?«

»Ja. Es war am letzten Dienstag. Sie fragte mich, was es am Abend in unserer Stadt zu sehen gäbe.«

»Ja, und?«

»Ich schlug ihr einen Besuch im Theater vor, aber schließlich beschloß sie, hierzubleiben und unserem Orchester zuzuhören.«

»Zum Teufel!« brummte Tommy vor sich hin.

»Erinnern Sie sich vielleicht, um welche Zeit sie ihre Mahlzeit eingenommen hat?« fragte Tuppence.

»Sie kam etwas spät zu Tisch herunter. Es dürfte so um 8 Uhr gewesen sein.«

»Verdammt!« rief Tuppence, als sie mit Tommy den Speisesaal verließ. »Tommy, alles geht schief! Und wir hatten geglaubt, die Aufgabe wäre kinderleicht!«

»Das Leben ist eben ein Kampf.«

»Ob es wohl noch einen späteren Zug gibt, den sie hätte nehmen können?«

»Keiner, der sie so rechtzeitig nach London gebracht hätte, daß sie am Abend noch im *Savoy* auftauchen konnte.«

»Meine letzte Hoffnung ist das Zimmermädchen. Miss Drake hatte ein Zimmer im gleichen Stock wie wir.«

Das Zimmermädchen gab bereitwillig Auskunft. Ja, sie erinnerte sich sehr genau an die junge Dame. Natürlich, so sah sie aus, wie auf dem Bild. Eine sehr nette junge Dame, heiter und gesprächig. Sie hatte ihr viel erzählt von Australien und von den Känguruhs.

Die junge Dame hatte um halb zehn Uhr abends geläutet und gebeten, man möge ihr die Wärmeflasche füllen und ins Bett legen. Sie wollte am nächsten Morgen um halb acht geweckt werden. Und keinen Tee zum Frühstück, sondern Kaffee!

»Sie haben sie geweckt, und sie lag im Bett?« fragte Tuppence. Das Zimmermädchen starrte sie an.

»Ja natürlich, Madam, was hatten Sie erwartet?«

»Ich wollte nur wissen, ob sie ihre Morgengymnastik gemacht hat«, improvisierte Tuppence rasch. »Ich meine, die meisten Leute tun das doch am frühen Morgen.«

»Nun, an der Aussage gibt es nichts zu rütteln«, bemerkte Tommy, als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte. »Das läßt nur noch *einen* Schluß zu: Das Londoner Alibi ist falsch!«

»Mr. Le Marchant muß demnach ja ein ganz ausgekochter Lügner sein!«

»Wir können seine Behauptungen überprüfen«, meinte Tommy. »Er sagte, am Nebentisch hätten Leute gesessen, die Una kannten. Wie heißen sie nur? Oglander, das

war's! Wir müssen dieses Ehepaar Oglander auftreiben und auch in Miss Drakes Wohnung in der Clarges Street nachforschen.«

Am nächsten Morgen baten sie um ihre Rechnung und zogen recht niedergeschlagen ab.

Dank dem Telefonverzeichnis war es nicht schwierig, die Oglanders aufzutreiben. Tuppence übernahm diesmal wieder die Offensive. Als Reporterin einer Illustrierten erschien sie bei Mrs. Oglander, um ein paar Einzelheiten über ihre »elegante Abendgesellschaft« am letzten Dienstag im *Savoy* zu erbitten.

Mrs. Oglander war nur zu gern bereit, diese Auskünfte zu geben. Beim Abschied bemerkte Tuppence ganz nebenbei: »Saß nicht Miss Una Drake an jenem Abend am Nachbartisch? Ist es wirklich wahr, daß sie mit dem Herzog von Perth verlobt sein soll? Sie kennen das Mädchen doch, nicht wahr?«

»Ich kenne sie nur flüchtig«, erwiderte Mrs. Oglander. »Sie soll eine reizende Person sein. Ja, sie saß am Nebentisch mit Mr. Le Marchant. Meine Töchter kennen sie viel besser als ich.«

Tuppences nächste Station war die Wohnung in der Clarges Street. Hier wurde sie von Miss Marjorie Leicester empfangen, der Freundin, mit der Miss Drake die Wohnung teilte.

»Verraten Sie mir doch bitte, was das alles zu bedeuten hat!« klagte Miss Leicester. »Una spielt ein Spiel, aber ich weiß nicht, wie es heißt! Freilich hat sie am Dienstag abend hier geschlafen.«

»Haben Sie sie gesehen, als sie nach Hause kam?«

»Nein, ich war bereits zu Bett gegangen. Sie hat

natürlich ihren eigenen Hausschlüssel. Sie kam gegen ein Uhr heim, glaube ich.«

»Wann haben Sie sie gesehen?«

»Oh, am nächsten Morgen um neun ungefähr – oder vielleicht war es auch schon halb zehn.«

Als Tuppence die Wohnung verließ, wäre sie fast mit einer großen, hageren Frau zusammengestoßen, die gerade hereinkam.

»Bitte um Entschuldigung!« sagte die hagere Frau.

»Arbeiten Sie hier?« fragte Tuppence.

»Ich komme jeden Tag her.«

»Um wieviel Uhr beginnen Sie mit Ihrer Arbeit?«

»Neun Uhr ist meine Zeit.«

Tuppence drückte ihr verstohlen eine Zehnshillingnote in die Hand.

»War Miss Drake hier, als Sie am letzten Dienstag kamen?«

»Ja. Sie schlief fest in ihrem Bett und wachte erst auf, als ich ihr den Tee hereinbrachte.«

»Oh, danke!« sagte Tuppence enttäuscht und stieg die Treppe hinunter.

Sie hatte sich mit Tommy in einem kleinen Restaurant in Soho verabredet, und dort verglichen sie ihre Notizen.

»Ich habe mit dem Burschen, dem Mr. Rice, gesprochen. Es stimmt, er hat Una Drake tatsächlich in Torquay auf der Straße gesehen;«

»Ich glaube, wir haben jetzt beide Alibis gründlich nachgeprüft. Gib mir einen Bleistift und ein Stück Papier, Tommy.

Wir wollen einmal alles genau niederschreiben, wie das die Detektive machen.«

13.30 Una Drake wird im Speisewagen gesehen

16.00 Ankunft im *Castle-Hotel*

17.00 sie wird von Mr. Rice erkannt

20.00 man sieht sie bei Tisch im Hotel

21.30 sie verlangt eine Wärmeflasche

23.30 sie wird in London im *Savoy* mit Mr. Le Marchant gesehen

7.30 sie wird vom Zimmermädchen im *Castle-Hotel* geweckt

9.00 sie wird von der Putzfrau in ihrer Wohnung in der Clarges Street in London geweckt

Sie sahen sich an.

»Mir scheint, *Blunts Brillante Detektive* sind geschlagen«, sagte Tommy endlich.

»Nein, wir dürfen nicht aufgeben!« erklärte Tuppence. »Einer lügt in dieser Geschichte, das ist klar!«

»Merkwürdig. Ich hatte den Eindruck, daß jeder von der Wahrheit überzeugt ist. Alle haben sich offen und ehrlich ausgesprochen.«

»Aber irgendwo *muß* doch der Fehler stecken. Ich habe auch schon an ein Privatflugzeug gedacht – aber selbst damit hätte sie ihren Zeitplan nicht erfüllen können.«

»Ich neige zur Theorie vom Astralleib.«

»Ich schlage vor, die Sache zu überschlafen. Das Unterbewußtsein arbeitet nur im Schlaf.«

»Hm«, brummte Tommy. »Wenn dein Unterbewußtsein dir bis morgen früh eine brauchbare Lösung für dieses Rätsel liefert, werde ich dich nur noch nachts beschäftigen.«

Sie waren beide sehr still und nachdenklich an diesem Abend.

Immer wieder griff Tuppence zur Zeittabelle. Sie machte sich Notizen, murmelte vor sich hin und blätterte im Kursbuch.

Aber schließlich gingen sie zu Bett, ohne den erleuchtenden Gedanken zu haben, der ihnen den Schlüssel zum Rätsel gegeben hätte.

»Das ist sehr deprimierend«, sagte Tommy.

»Einer der deprimierendsten Abende, die ich bisher verbracht habe«, sagte Tuppence.

»Wir hätten ins Variete gehen sollen. Ein paar treffende Witze über Schwiegermütter, Zwillinge und Bierflaschen hätten uns vielleicht angeregt.«

»Nein, du wirst sehen, daß diese Konzentration des Unterbewußten letzten Endes doch zu etwas führen wird!« meinte Tuppence. Mit diesen trostreichen Worten schliefen sie ein.

»Nun«, fragte Tommy am nächsten Morgen, »hat das Unterbewußtsein seine Pflicht getan?«

»Ich habe eine Idee«, sagte Tuppence.

»Ja? Und was für eine Idee?«

»Eine recht komische Idee. Ganz etwas anderes als die Detektivromane gewöhnlich empfehlen. Übrigens ist es eine Idee, die du mir eingegeben hast.«

»Dann ist es bestimmt eine gute Idee«, erklärte Tommy kategorisch. »Raus damit!«

»Ich muß ein Telegramm aufgeben, um es nachzuprüfen. Nein, ich will dir jetzt noch nichts verraten. Es ist eine

ganz tolle Idee, aber wenn sie stimmt, haben wir gewonnen.«

»Nun«, erklärte Tommy, »ich gehe ins Büro. Ein Zimmer voll ratloser Klienten wartet auf mich – ihnen darf ich meine Hilfe nicht versagen. Ich lasse diesen Fall in den Händen meines vielversprechenden Mitarbeiters.«

Tuppence nickte lächelnd.

An diesem Tag ließ sie sich nicht im Büro sehen. Als Tommy um halb sechs nach Hause kam, erwartete sie ihn mit leuchtenden Augen.

»Ich hab's, Tommy! Ich habe das Rätsel der Alibis gelöst! Wir können alle Trinkgelder zusammenrechnen und Mr. Montgomery Jones noch dazu ein ordentliches Honorar aufbrummen! Er kann hingehen und sein Mädel heiraten.«

»Und wie heißt die Lösung?« fragte Tommy aufgeregt.

»Ganz einfach: Zwillinge!«

»Was soll das bedeuten – Zwillinge!«

»Nun, nichts weiter! Es konnte gar keine andere Lösung geben. Du hast mich gestern auf den Gedanken gebracht, als du von Schwiegermüttern, Zwillingen und Bierflaschen sprachst.

Ich habe nach Australien telegrafiert und die Nachricht erhalten, die ich erhoffte. Una hat eine Zwillingsschwester namens Vera, die am letzten Montag in England angekommen ist. Deshalb konnte sie auf diese Wette so spontan eingehen.

Sie dachte, sie würde den armen Montgomery Jones damit völlig durcheinanderbringen. Die Schwester fuhr nach Torquay, und sie selbst blieb in London.«

»Glaubst du, sie wird sehr bekümmert sein, weil sie verloren hat?« fragte Tommy.

»Nein, ich glaube nicht. Du weißt ja schon, was ich darüber denke. Sie wird Montgomery Jones als ihren Herrn und Meister anerkennen. Meiner Ansicht nach ist Hochachtung vor den Fähigkeiten des Mannes die beste Grundlage für eine Ehe.«

»Ich bin sehr stolz, daß ich diese Gefühle in dir wecken konnte, Tuppence!«

»Leider ist es keine wirklich befriedigende Lösung«, meinte sie nachdenklich. »Nicht der raffinierte Trick, den Inspektor French aufgedeckt hätte.«

»Unsinn«, sagte Tommy. »Wir brauchen uns vor Inspektor French nicht zu verstecken. Denke an die meisterhafte Art, mit der ich den Kellnern im *Bon Temps* die Fotos vorgelegt habe!«

»Das habe ich an den Trinkgeldern gemerkt. French hätte weniger Geld ausgeben müssen«, sagte Tuppence.

»Das macht nichts«, erklärte Tommy. »Wir können sie alle Montgomery Jones auf die Rechnung setzen. Er wird in Wonne und Seligkeit schwimmen und die unverschämteste Rechnung zahlen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.«

»Das soll er auch! Haben *Blunts Brillanten Detektive* nicht brillante Arbeit geleistet? Oh, Tommy, ich finde, wir sind ganz schrecklich kluge Leute! Manchmal habe ich Angst vor uns selbst!«

»Und nun schlage ich vor, daß wir das Programm ausführen, das ich gestern abend erwähnt habe. Wir gehen ins Variete und hören uns die neuesten Witze über Schwiegermütter, Bierflaschen und Zwillinge an!«

7

»Ich wollte, wir könnten uns mit einer Pfarrerstochter anfreunden«, erklärte Tuppence, während sie verdrießlich im Zimmer umherging.

»Warum denn?« fragte Tommy.

»Du hast es vielleicht inzwischen vergessen, aber ich war selbst einmal eine Pfarrerstochter. Ich weiß noch genau, wie man sich als Pfarrerstochter vorkommt. Daher mein altruistischer Eifer – der Geist einfühlsamer Nächstenliebe – die …«

»Ich sehe, du übst dich in der Rolle von Roger Sheringham«, sagte Tommy. »Wenn du mir eine Kritik erlauben willst: Du sprichst zwar genau so viel wie er, aber lange nicht so geistreich.«

»Im Gegenteil«, erwiderte Tuppence. »Meine Konversation hat eine gewisse weibliche Subtilität, ein *je ne sais quoi,* ein gewisses Etwas, das einem groben männlichen Wesen niemals gegeben wird. Überdies verfüge ich über Kräfte, die meinem Prototyp unbekannt sind – meine ich eigentlich Prototyp? Worte sind so unberechenbar, sie klingen oft so gut und bedeuten dann doch das Gegenteil von dem, was man eigentlich meint.«

»Nur immer weiter im Text«, ermunterte Tommy sie freundlich.

»Sofort. Ich will nur Atem schöpfen. Was diese Kräfte betrifft – ich möchte heute einer Pfarrerstochter beistehen. Du wirst sehen, Tommy, der erste Mensch, der heute die Hilfe von *Blunts Brillanten Detektiven* anruft, wird eine Pfarrerstochter sein.«

»Ich wette, sie wird eher das Gegenteil sein!«

»Abgemacht! Pst – schnell an die Schreibmaschine! Oh, Tochter Zions – man kommt!«

Mr. Blunts Büro summte vor Geschäftigkeit, als Albert die Tür öffnete und ankündigte:

»Miss Monica Dean.«

Eine ärmlich gekleidete braunhaarige junge Frau trat ein und blieb zögernd an der Tür stehen. Tommy kam ihr entgegen.

»Guten Morgen, Miss Dean. Nehmen Sie doch Platz und erzählen Sie uns, was Sie auf dem Herzen haben! Darf ich Ihnen übrigens meine Privatsekretärin, Miss Sheringham, vorstellen.«

»Entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen, Miss Dean!« sagte Tuppence. »Ihr Vater war Geistlicher, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt. Aber woher wissen Sie das?«

»Oh, wir haben unsere Methoden«, erwiderte sie. »Hoffentlich stört es Sie nicht, wenn ich weiterplappere – Mr. Blunt hört mich gern reden. Er behauptet immer, es regt seinen Geist an.«

Die junge Frau starrte sie an. Sie war schlank und graziös, nicht auffallend schön, aber voller Anmut. Ihr weiches braunes Haar fiel ihr bis auf die Schultern, und ihre dunkelblauen Augen waren still und schön wie ein Bergsee, obwohl die dunklen Schatten unter diesen Augen von Kummer und Angst zeugten.

»Wollen Sie mir sagen, was Sie bedrückt, Miss Dean?« fragte Tommy.

Mit dankbarem Blick wandte sie sich ihm zu.

»Es ist eine lange Geschichte«, sagte sie. »Ich heiße Monica Dean. Mein Vater war Pfarrer in Little Hampsley in Suffolk.

Er starb vor drei Jahren, meine Mutter und ich blieben

mittellos zurück. Ich fand eine Stellung als Gouvernante, aber meine Mutter wurde so krank und gebrechlich, daß ich heimkommen und sie pflegen mußte. Wir waren arm wie Kirchenmäuse, aber eines Tages erhielten wir den Brief eines Rechtsanwaltes, der uns mitteilte, daß eine Tante meines Vaters gestorben sei und mir ihr ganzes Vermögen vermacht habe. Ich hatte oft von dieser Tante gehört; sie hatte sich vor Jahren mit meinem Vater überwerfen, aber ich wußte, daß sie sehr wohlhabend gewesen war. Unsere Not schien nun ein Ende zu haben, aber die Dinge waren nicht so rosig, wie wir gehofft haben. Ich erbte das Haus, in dem sie gelebt hatte, aber als ich ein oder zwei kleine Vermächtnisse ausgezahlt hatte, blieb kein Bargeld übrig. Sie hatte wahrscheinlich ihr Vermögen während des Krieges verloren oder jahrelang von ihrem Kapital gelebt. Aber wir hatten ja noch das Haus, und sehr schnell bot sich eine Gelegenheit, es zu einem guten Preis zu verkaufen. Es war vielleicht sehr töricht von mir – aber ich wies das Angebot ab. Wir lebten in einer kleinen, sehr teuren Wohnung, und ich dachte, es wäre viel schöner, das ererbte *Rote Haus* zu bewohnen, wo meine Mutter bequeme Räume zur Verfügung hätte und Pensionsgäste aufnehmen könnte, um unsere laufenden Ausgaben zu decken.

Ich blieb bei diesem Plan, obwohl der Herr, der das Haus kaufen wollte, mir von neuem ein verlockendes Angebot machte.

Wir übersiedelten, und ich gab eine Annonce auf, um Pensionsgäste zu bekommen. Eine Zeitlang ging alles gut. Auf unsere Annonce kamen mehrere Gäste, das alte Dienstmädchen meiner Tante blieb bei uns, und wir erledigten zusammen die Arbeit im Haus. Und dann begannen diese unerklärlichen Dinge.«

»Was für Dinge?«

»Sehr seltsame Dinge. Das ganze Haus war plötzlich verhext.

Bilder fielen von den Wänden, Porzellan flog durch die Zimmer und zerbrach, und eines Morgens fanden wir alle Möbel von den Wänden gerückt. Erst dachten wir, jemand treibe seinen Scherz mit uns – aber diese Erklärung wurde bald hinfällig. Manchmal, wenn wir alle bei Tisch saßen, ertönte plötzlich über unseren Köpfen ein fürchterliches Krachen. Wenn wir hinaufkamen, konnten wir niemand entdecken, aber immer war ein Möbelstück umgeworfen worden.«

»Ein Poltergeist!« rief Tuppence, höchst interessiert.

»Ja, das sagte auch Dr. O'Neill – obwohl ich nicht recht weiß, was das Wort bedeutet.«

»Das ist eine Art böser Genius, der den Menschen Streiche spielt«, erklärte Tuppence, obwohl sie selbst recht wenig von dieser Materie verstand.

»Nun, jedenfalls war die Wirkung katastrophal. Unsere Pensionsgäste schwebten in Todesängsten und zogen aus, so schnell sie konnten. Neue kamen, aber auch sie ergriffen die Flucht. Ich war verzweifelt. Zu alledem kam noch, daß unsere eigene kleine Rente plötzlich ausblieb – das Unternehmen, in das wir unser Geld gesteckt hatten, geriet in Konkurs.«

»Armes Kind!« rief Tuppence voll Mitgefühl. »Was Sie durchgemacht haben! Wollten Sie Mr. Blunt darum bitten, diesen Hexensabbat aufzuklären?«

»Nein, nicht gerade. Sie müssen wissen, daß vor drei Tagen ein Herr bei uns vorsprach. Er heißt Dr. O'Neill. Er sagte, er sei ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften und habe von den merkwürdigen Erscheinungen in unserem Haus gehört. Er interessiere sich sehr für diese bemerkenswerten Ereignisse und sei bereit, das Haus zu

kaufen, um eine Reihe von Experimenten durchzuführen.«

»Nun – und?«

»Natürlich war ich zuerst ganz selig über diesen Vorschlag.

Hier bot sich endlich ein Ausweg aus all unserer Not.

Aber …«

»Ja?«

»Sie werden mich vielleicht für launenhaft halten – vielleicht bin ich es wirklich – aber ich weiß, daß ich mich nicht geirrt habe! Es war der gleiche Mann!«

»Welcher gleiche Mann?«

»Der Mann, der schon vorher das Haus kaufen wollte! Oh, ich weiß, ich habe mich nicht geirrt!«

»Aber warum sollte es denn nicht der gleiche sein?«

»Verstehen Sie doch: Die beiden Männer traten ganz verschieden auf, verschiedene Namen und verschiedene Gestalt! Der erste war ganz jung, ein kecker junger Mann von ungefähr dreißig Jahren. Dr. O'Neill ist um die Fünfzig; er hatte graue Haare, trägt eine Brille und geht gebückt. Aber als er mit mir sprach, sah ich einen Goldzahn rechts in seinem Unterkiefer.

Man kann ihn nur sehen, wenn er lacht. Der andere Mann hatte den gleichen Zahn an der gleichen Stelle. Und dann schaute ich auf seine Ohren. Die Ohren des anderen Mannes waren mir aufgefallen, weil sie eine merkwürdige Form hatten, fast ganz ohne Ohrläppchen. Dr. O'Neill hatte genau die gleichen. Beides kann nicht reiner Zufall sein, nicht wahr? Ich grübelte, und schließlich schrieb ich ihm, ich würde ihm in einer Woche Bescheid geben. Ich hatte vor einiger Zeit Mr. Blunts Anzeige gelesen – in einer alten Zeitung, mit der wir den Küchenschrank ausgelegt haben. Ich schnitt die Anzeige aus und kam zu

Ihnen.«

»Sie haben richtig gehandelt. Die Sache muß untersucht werden.«

»Ein sehr interessanter Fall, Miss Dean«, bemerkte Tommy.

»Wir werden uns mit Vergnügen dieser Angelegenheit annehmen – nicht wahr, Miss Sheringham?«

»Gewiß«, stimmte Tuppence zu. »Und wir werden den Dingen auf den Grund gehen.«

»Ihr Haushalt, Miss Dean, besteht also aus Ihrer Mutter, Ihnen und einem alten Dienstmädchen. Können Sie mir über dieses Dienstmädchen nähere Angaben machen?« fragte Tommy.

»Sie heißt Crockett. Sie arbeitete acht oder zehn Jahre bei meiner Tante. Sie ist eine ältliche Frau, nicht sehr angenehm im Umgang, aber ein gutes Dienstmädchen. Sie spielt sich gern ein bißchen auf, weil ihre Schwester über ihren Stand geheiratet hat. Sie hat einen Neffen, von dem sie immer behauptet, er sei ein ›ganzer Gentleman‹.«

»Hm«, brummte Tommy. Er wußte nicht recht, wie er nun vorgehen sollte.

Tuppence hatte Miss Dean lange betrachtet; jetzt sagte sie kurz entschlossen: »Ich denke, das beste wäre, Miss Dean würde erst einmal mit mir zu Mittag essen. Es ist gleich ein Uhr. Dann können Sie mir noch mehr Einzelheiten erzählen.«

»Gewiß, Miss Sheringham«, sagte Tommy. »Das ist eine glänzende Idee.«

Als sie sich an einem kleinen Tisch in einem gemütlichen Restaurant in der Nähe der Agentur niedergelassen hatten, fragte Tuppence: »Eines möchte ich gerne wissen: Gibt es einen besonderen Grund, warum Ihnen an

der Aufklärung dieser Sache so viel gelegen ist?«

Miss Dean errötete.

»Ja, wissen Sie …«

»Nun, heraus damit«, ermunterte sie Tuppence.

»Es gibt zwei Männer, die – die mich heiraten wollen.«

»Die alte Geschichte, vermute ich. Einer ist reich, und der andere ist arm. Und der Arme ist es, den Sie lieben!«

»Wie machen Sie das bloß, daß Sie all diese Dinge wissen!« murmelte sie.

»Das ist wahrscheinlich ein Naturgesetz«, erklärte Tuppence.

»Jeder erlebt das. Auch ich habe es erlebt.«

»Verstehen Sie mich recht: Selbst wenn ich das Haus verkaufe, bringt es uns nicht genügend Kapital, um davon leben zu können. Gerald ist ein lieber Junge, aber arm, obwohl er ein ausgezeichneter Ingenieur ist. Wenn er ein kleines Kapital hätte, würde seine Firma ihn als Partner aufnehmen. Der andere, Mr. Partridge, ist ein sehr guter Mann, glaube ich, und auch wohlhabend; wenn ich ihn heiraten würde, wären wir unsere Sorgen los. Aber – aber –«

»Ich weiß«, sagte Tuppence verständnisvoll. »Es ist einfach nicht das gleiche. Wenn man es sich auch noch so oft einredet, was für ein guter und tüchtiger Mann er ist, und wenn Sie auch all seine Vorzüge zusammenzählen wie in einer Rechenaufgabe – so wirkt doch das alles eher abkühlend als ermutigend.«

Miss Dean nickte.

»Nun«, meinte Tuppence, »ich glaube, es ist das Beste, wenn wir hinausfahren und uns die Sache mal von der Nähe anschauen. Wie lautet die Adresse?«

»Das *Rote Haus*, Stourton in der March.«

Tuppence notierte die Adresse.

»Ich habe nicht nach den – Bedingungen gefragt«, sagte Miss Dean zaghaft.

»Unser Honorar richtet sich nach dem Erfolg«, erklärte Tuppence ernst. »Wenn das Geheimnis des *Roten Hauses* tatsächlich so kostbar ist, wie es der Eifer gewisser Leute, das Haus zu erwerben, vermuten läßt, kommt uns ein kleiner Prozentsatz des Gewinnes zu. Andernfalls – nichts.«

»Danke, danke vielmals«, flüsterte Miss Dean.

»Machen Sie sich bloß keine Sorgen mehr. Alles wird gutgehen. Wir wollen uns jetzt das Essen schmecken lassen und von anderen Dingen reden.«

»Nun«, sagte Tommy und blickte düster aus dem Fenster des *Grünen Ankers*, »ich könnte mir keine trostlosere Gegend vorstellen.«

»Wir wollen mal zusammenfassen, was wir von diesem Fall wissen«, meinte Tuppence sachlich.

»Schön. Damit ich gleich mit der Hauptsache anfange: Die Hauptverdächtige ist meiner Ansicht nach die kranke Mutter.«

»Warum?«

»Meine liebe Tuppence! Angenommen, diese ganze Poltergeschichte wurde aufgezogen, um das Mädchen zum Verkauf des Hauses zu zwingen, dann muß doch jemand die Möbel absichtlich umgeworfen haben. Die Kleine behauptet, daß alle bei Tisch waren – aber wenn die Mutter ans Bett gefesselt ist, dann muß sie doch oben in ihrem Zimmer gewesen sein.«

»Wenn sie an das Bett gefesselt ist, kann sie keine Möbel umwerfen!«

»Und wenn sie nur so tut?«

»Wozu denn?«

»Ja, das ist die Frage«, gestand Tommy. »Ich wollte bloß das altbewährte Prinzip anwenden, die unwahrscheinlichste Person zu verdächtigen.«

»Du machst dich doch immer über alles lustig«, sagte Tuppence streng. »Irgend etwas befindet sich in dem Haus, was gewisse Leute unbedingt in ihren Besitz bringen wollen. Aber was ist es? Du scheinst dich nicht besonders für die Sache zu interessieren. Ich schon. Mir gefällt die Frau. Ein liebes Ding.«

Tommy nickte, wieder ernst geworden.

»Ich bin ganz deiner Meinung. Aber ich kann der Verlockung nicht widerstehen, dich ein bißchen aufzuziehen. Ohne Zweifel ist in dem Haus irgend etwas verborgen, das sehr schwer zugänglich ist, denn sonst hätte ein Einbruch genügt, um sich in den Besitz des geheimnisvollen Gegenstandes zu setzen. Weil gewisse Leute aber das Haus unbedingt kaufen wollen, muß man annehmen, daß der gesuchte Gegenstand hinter den Wänden oder unter dem Fußboden verborgen liegt, oder daß es sich um eine Erdölquelle im Gemüsegarten handelt.«

»Erdöl unter dem Gemüse? Nein! Ein vergrabener Schatz ist viel romantischer.«

»Wie du willst«, sagte Tommy. »Aber da du gerade von Geld sprichst, halte ich es für eine gute Idee, dem Leiter der Sparkasse im Ort einen Besuch abzustatten. Ich werde ihm erzählen, daß ich wahrscheinlich das *Rote Haus* kaufen werde und ein Bankkonto eröffnen will.«

»Aber warum nur?«

»Nur Geduld. Du wirst schon sehen.«

Tommy kam nach einer halben Stunde wieder zurück. Seine Augen blitzten.

»Es geht vorwärts! Das Gespräch verlief programmgemäß. Ich fragte dann ganz beiläufig, ob bei ihm in den Jahren nach dem Krieg viel Geld eingezahlt worden war, von den Bauern, die in den Kriegsjahren ihre Ersparnisse in Münzen umgetauscht und auf ihren Höfen gehortet hatten. Dann sprachen wir von den eigenartigen Sparmethoden alter Damen. Ich erzählte ihm eine Geschichte von meiner Tante, die beim Ausbruch des Krieges einen Lieferwagen zum nächsten Kaufhaus schickte und sechzehn Schinken einladen ließ. Darauf erzählte er mir die Geschichte von einer Klientin, die darauf bestanden hatte, ihn ganzes Guthaben in Gold ausgezahlt zu erhalten und auch ihre gesamten Wertpapiere selbst in Verwahrung zu nehmen.

Ich empörte mich über so viel Dummheit, und er bemerkte ganz nebenbei, daß diese Klientin die frühere Besitzerin des *Roten Hauses* gewesen sei. Verstehst du? Sie hat ihr ganzes Geld abgehoben und es irgendwo versteckt. Monica Dean erwähnte doch, sie sei über die Geringfügigkeit des vorhandenen Vermögens erstaunt gewesen. Ja, die Tante hat ihr ganzes Vermögen im *Roten Haus* versteckt, und jemand weiß darüber Bescheid. Und ich kann mir denken, wer dieser Jemand ist.«

»Wer?«

»Wie steht es mit der treuen Miss Crockett? Sie kannte zweifellos alle Schrullen ihrer früheren Herrin.«

»Und Dr. O'Neill mit dem goldenen Zahn?«

»Der Gentleman-Neffe natürlich! Wir haben es! Aber wo mag nur die Alte das Geld versteckt haben? Du kennst die Eigenheiten der alten Damen besser als ich, Tuppence. Wo verstecken sie ihre Schätze?«

»Sie packen sie in Strümpfe und Unterröcke und verstecken sie unter Matratzen.«

Tommy nickte zustimmend. »Das trifft wahrscheinlich für die meisten zu. Aber unsere Alte muß sich etwas anderes ausgedacht haben, sonst hätte man das Geld entdeckt, als man ihre Sachen umräumte. Eine alte Dame besitzt auch nicht die Kraft, einen Parkettboden auszuheben oder Löcher in den Garten zu graben. Wie dem auch sei – das Geld ist irgendwo hier im *Roten Haus.* Miss Crockett hat es nicht gefunden, aber sie weiß, daß es da sein muß. Und sobald sie und ihr kostbarer Neffe das Haus für sich haben, können sie ungehindert herumstöbern, bis sie finden, was sie suchen. Wir müssen ihnen zuvorkommen. Komm, wir gehen zum *Roten Haus.*«

Monica Dean empfing sie. Ihrer Mutter und Miss Crockett wurden sie als Interessenten vorgestellt, die das *Rote Haus* kaufen wollten. Unter diesem Vorwand konnten sie einen Rundgang durch das Haus und das Grundstück machen, ohne Verdacht zu erregen. Tommy erzählte Miss Dean nichts von den Ermittlungen, die er angestellt hatte, aber er stellte ihr viele Fragen. Miss Crockett hatte einen Teil der Kleider und der persönlichen Gebrauchsgegenstände der Verstorbenen bekommen, das übrige war an arme Familien verteilt worden.

Man hatte aber jedes Stück durchgesehen.

»Hat Ihre Tante Papiere hinterlassen?«

»Der Schreibtisch war voll davon, und es fanden sich auch welche in einer Schublade in ihrem Schlafzimmer; aber es war nichts Wichtiges dabei.«

»Haben Sie sie weggeworfen?«

»Nein, meine Mutter wollte es nicht. Unter den Papieren befanden sich ein paar alte Rezepte, die sie später einmal durchlesen möchte.«

»Gut«, sagte Tommy erleichtert. Dann deutete er auf einen alten Mann, der in einem der Blumenbeete arbeitete, und fragte: »Hat dieser alte Mann schon als Gärtner bei Ihrer Tante gearbeitet?«

»Ja, er pflegte dreimal in der Woche zu kommen. Er wohnt im Dorf. Armer Alter – er kann schon lange keine wirklich nützliche Arbeit mehr leisten. Wir lassen ihn doch noch einmal in der Woche kommen, um den Garten ein bißchen in Ordnung zu halten. Mehr können wir nicht tun.«

Tommy bedeutete Tuppence, sie sollte Miss Dean ein Weilchen ablenken, dann schlenderte er zu dem alten Gärtner hinüber. Er sprach ein paar freundliche Worte, fragte, ob er zu Lebzeiten der alten Dame hier gearbeitet habe, und sagte dann ganz nebenbei:

»Sie haben doch einmal eine Kiste für die alte Dame vergraben, nicht wahr?«

»Nein, ich habe nie etwas für sie vergraben. Wozu hätte sie denn eine Kiste vergraben sollen?«

Tommy schüttelte den Kopf. Mit gerunzelter Stirn ging er langsam zum Haus zurück. Das Studium der Papiere würde vielleicht einen Anhaltspunkt geben – wenn nicht, wie sollte man dann dieses Rätsel lösen können? Das Haus selbst war zwar altmodisch, aber nicht alt genug, um ein Geheimzimmer oder einen verborgenen Gang zu enthalten.

Als sie Abschied nehmen wollten, brachte ihnen Monica Dean eine große verschnürte Kartonschachtel.

»Ich habe alle Papiere zusammengetragen und in diesen Karton gelegt«, flüsterte sie. »Ich dachte, Sie könnten sie vielleicht mitnehmen. Dann hätten Sie genügend Zeit, sie durchzusehen – aber ich bin überzeugt, Sie werden nichts finden, was die geheimnisvollen Vorgänge in diesem Haus

erklären könnte.«

Ihre Worte wurden durch ein entsetzliches Poltern über ihren Köpfen unterbrochen. Tommy rannte die Treppen hinauf. In der Diele lagen ein Krug und eine Schüssel zerbrochen auf dem Boden. Aber den Täter konnte er nirgends entdecken.

»Der Poltergeist ist wieder am Werk«, murmelte Tommy und grinste.

Nachdenklich stieg er die Treppen wieder hinunter.

»Miss Dean, könnte ich vielleicht einen Augenblick mit dem Dienstmädchen sprechen?«

»Selbstverständlich. Ich werde Miss Crockett gleich zu Ihnen schicken.«

Sie verschwand in der Küche und kam mit dem alten Dienstmädchen zurück, das ihnen die Tür geöffnet hatte.

»Wir haben die Absicht, dieses Haus zu kaufen«, sagte Tommy freundlich, »und meine Frau möchte wissen, ob Sie vielleicht auch bei uns arbeiten würden.«

Miss Crocketts respektvolles Gesicht drückte keinerlei Gefühle aus.

»Vielen Dank, Sir. Ich möchte mir’s gern überlegen, wenn ich darf.«

Tommy wandte sich an Miss Dean.

»Ich bin entzückt von dem Haus, Miss Dean. Soviel ich weiß, ist noch jemand daran interessiert, es zu kaufen. Ich weiß, was der Betreffende geboten hat, und bin gern bereit, hundert Pfund mehr zu zahlen. Ich glaube nicht, daß man Ihnen ein noch besseres Angebot machen kann!«

Miss Dean murmelte etwas Unverständliches, und die Beresfords verließen das Haus.

»Ich hatte recht«, sagte Tommy, als sie den Fahrweg hinunterschritten. »Die Crockett ist mit im Spiel. Hast du

bemerkt, daß sie ganz außer Atem war? Sie muß über die Hintertreppen geflüchtet sein, nachdem sie den Krug und die Schüssel in der Diele zerschlagen hatte. Wahrscheinlich hat sie manchmal heimlich ihren Neffen eingelassen, und der hat dann ein bißchen gepoltert, während sie die Ahnungslose spielte und mit der Familie bei Tisch saß. Dr. O'Neill wird zweifellos schon in den nächsten Stunden ein neues Angebot machen, da gehe ich jede Wette ein.«

Seine Prophezeiung traf ein. Nach dem Abendessen brachte man ihnen ein Briefchen von Miss Dean.

»Eben eine Nachricht von Dr. O'Neill. Er erhöht sein Angebot um einhundertfünfzig Pfund.«

»Der Neffe scheint ja recht viel Geld zu haben!« bemerkte Tommy nachdenklich. »Und ich sage dir, Tuppence, es ist kein kleiner Fisch, den er an Land ziehen will.«

»Oh – Tommy! Wenn wir das Geheimnis nur entdecken könnten!«

»Nun, laß uns weiterwühlen.«

Sie waren gerade dabei, die Papiere in der großen Schachtel durchzusehen, ein mühsames Unternehmen, da alles ohne jede Ordnung oder Methode durcheinanderlag. Alle paar Minuten verglichen sie ihren Fund.

»Was Neues, Tuppence?«

»Zwei quittierte Rechnungen, drei nichtssagende Briefe, ein Rezept, wie man Kartoffeln konserviert. Und was gibt es bei dir?«

»Eine Rechnung, ein Frühlingsgedicht und zwei Zeitungsausschnitte: *Warum Frauen Perlen kaufen – eine sichere Vermögensanlage* und *Ein Mann mit vier Frauen – eine seltsame Geschichte.*«

»Es ist zum Weinen«, klagte Tuppence, und sie machte sich wieder an die Arbeit. Schließlich war die Schachtel leer. Sie sahen einander an.

»Ich habe dieses Blatt hier zur Seite gelegt«, sagte Tommy und zeigte auf einen kleinen Briefbogen, »weil ich es sonderbar fand. Aber ich glaube nicht, daß es irgend etwas mit unserer Sache zu tun hat.«

»Zeig her! Oh, es ist einer dieser komischen Verse – wie nennt man sie bloß? Anagramm, Scharade oder so etwas.« Sie las:

»Mein Erstes dient zum Spielen dir, doch nimmst du ihm das Ende hier.

Mein Zweites ist von fünf das viert'.

Mein Ganzes sich im Dunkeln birgt.

Mein Drittes? Nun, mußt dich bequemen, die Frucht zur Hälfte nur zu nehmen.«

»Hm«, brummte Tommy kritisch. »Das hat kein großer Dichter verfaßt!«

»Ich weiß nicht, was du daran so sonderbar findest«, meinte Tuppence. »Vor fünfzig Jahren hatte jede Familie eine Sammlung solcher Rätsel und Scharaden. Man vertrieb sich damit die langen Winterabende vor dem Kamin.«

»Ich sprach nicht von den Versen. Es sind die Worte, die darunter stehen und mir in diesem Zusammenhang sehr merkwürdig vorkommen.«

»Lukas XI. 9.«, las sie. »Es ist ein Bibelzitat.«

»Ja. Kommt dir das nicht sonderbar vor? Würde eine alte Dame mit religiösen Gefühlen normalerweise ein Bibelzitat gerade unter eine Scharade setzen?«

»Ja, sonderbar in der Tat«, stimmte Tuppence nachdenklich zu.

»Ich nehme an, daß du als Pfarrerstochter eine Bibel in deinem Gepäck hast?«

»Stimmt! Das hast du nicht gedacht, wie? Warte einen Augenblick.«

Tuppence rannte zu ihrer Reisetasche, nahm einen kleinen rotgebundenen Band heraus und kam zum Tisch zurück. Sie blätterte eilig. »Ich hab's! Lukas, Kapitel XI, Vers 9. Oh, Tommy, schau!«

Tommy beugte sich vor und las die Zeile, auf die Tuppence mit ihrem Finger wies:

»Suchet, so werdet ihr finden.«

»Das ist es!« rief Tuppence. »Wir haben es! Löst das Rätsel und der Schatz gehört euch – oder vielmehr Monica.«

»Nun versuchen wir einmal, diese Geheimnachricht zu entziffern: ›Mein Erstes dient zum Spielen dir, doch nimmst du ihm das Ende hier‹ – was das wohl heißen mag? Einem Ball kann man doch kein Ende wegnehmen! Und dann: ›Mein Zweites ist von fünf das viert'‹ – reiner Unsinn!«

»Das ist ganz einfach«, sagte Tuppence freundlich. »Man muß nur den Kniff herauskriegen. Laß mich versuchen.«

»Mit Vergnügen!«

Tuppence machte es sich im Lehnstuhl bequem und begann mit gerunzelter Stirne vor sich hinzumurmeln.

»Wirklich ganz einfach!« bemerkte Tommy, als eine halbe Stunde vergangen war.

»Du hast leicht lachen! Unsere Generation ist für diese Hirngymnastik nicht mehr geeignet. Am gescheitesten

wäre es, ich würde morgen nach London zurückfahren und irgendeine alte Tante fragen. Die liest das wahrscheinlich herunter wie ein Kochrezept. Es ist ein Kniff, sonst nichts.«

»Versuchen wir's noch einmal.«

»Es gibt nicht viele Dinge, die zum Spielen dienen«, bemerkte Tuppence nachdenklich. »Bälle, Golfschläger – oder vielleicht eine Puppe?«

»Es darf wahrscheinlich nur eine Silbe haben. Und man muß ihm das Ende wegnehmen können. Wie war's mit Wurst?«

»Man spielt doch nicht mit einer Wurst!«

»Das stimmt. Bridgekarten vielleicht? Aber was haben die im tiefen Dunkel zu suchen?«

»Warte mal! Gibt es ein Wort, das mit Karte anfängt und das man in der Nacht suchen muß? Kamin – Katze – Küster –«

»Laß sein, Tuppence, das ist alles Quatsch!«

Sie wurden von dem jungen Hausmädchen unterbrochen, das anklopfte, um ihnen mitzuteilen, daß das Abendessen bereit sei.

»Mrs. Lumley möchte bloß wissen, ob Sie die Kartoffeln geröstet, gekocht oder im Schlafrock wünschen? Sie brauchen es nur zu sagen!«

»Im Schlafrock«, antwortete Tuppence prompt. »Ich liebe Kartoffeln –« sie blieb mit offenem Mund mitten im Satz stecken.

»Was gibt's, Tuppence? Hast du ein Gespenst gesehen?«

»Tommy«, schrie sie aufgeregt. »Ich hab's! Das Wort, das Wort, das wir suchen! *Kartoffel!* ›Mein Erstes dient zum Spielen dir, doch nimmst du ihm das Ende hier‹: Karte, und ohne das Ende heißt es Kart. ›Mein Zweites ist

von fünf das viert'‹ – klar: a, e, i, o, u; der vierte Vokal ist o. Und wenn du nur die Hälfte vom Apfel nimmst, bleibt fel! Und das Ganze liegt in der Erde, im tiefen Dunkel!«

»Du hast recht! Du bist wirklich ein sehr helles Mädchen.

Aber ich fürchte, wir haben viel Zeit für nichts und wieder nichts vergeudet. Kartoffeln lassen sich beim besten Willen nicht mit einem verschwundenen Schatz vergleichen! Aber halt, einen Augenblick! Was war das, was du mir vorgelesen hast, als wir die Papiere durchstöberten? War es nicht ein Rezept für Kartoffeln? Ob das etwas damit zu tun hat?«

Er blätterte eilig den Stoß Rezepte durch.

»Da ist es: *Wie man Kartoffeln konserviert:* Man lege die neuen Kartoffeln in Blechbüchsen und vergrabe sie im Garten. Selbst mitten im Winter wird ihr Geschmack dann dem der jungen Knollen gleichen«

»Wir haben es, Tommy, das ist es!« Tuppence schrie fast vor Aufregung. »Der Schatz ist im Garten in einer Blechbüchse verborgen!«

»Aber ich habe doch den Gärtner gefragt; er sagte, er hätte nie etwas vergraben.«

»Ja, ich weiß. Aber das kommt nur daher, weil die Leute meistens eine Frage ganz anders auffassen, als sie gemeint ist. Sie antworten nicht auf das, was du sagst, sondern nur auf das, was sie meinen, daß du meinst. Er wußte, daß er nie etwas Außergewöhnliches in die Erde getan hatte. Morgen wollen wir ihn fragen, wo er die Kartoffeln vergraben hat.«

Am nächsten Tag war Heiliger Abend. Nach einigem Suchen fanden sie das Häuschen des Gärtners. Tuppence brachte, nachdem ein paar Worte über das Wetter gewechselt worden waren, das Gespräch auf das

gewünschte Thema.

»Ich wollte, es gäbe neue Kartoffeln zu Weihnachten!« bemerkte sie seufzend. »Wie herrlich würden sie zum Truthahn schmecken! Ist es hier üblich, sie im Sommer in Blechbüchsen einzugraben? Angeblich bleiben sie auf diese Weise frisch.«

»Ja, ja, das tun die Leute hier«, erklärte der alte Mann. »Die alte Miss Dean, oben im *Roten Haus*, die hat alle Jahre drei Büchsen voll einbuddeln lassen, und meistens hat sie dann vergessen, sie wieder auszugraben.«

»Im Beet beim Haus, nicht wahr?«

»Nein, oben an der Mauer, neben der Tanne.«

Sie hatten nun alle Auskünfte, die sie brauchten, und so nahmen sie bald Abschied vom alten Gärtner. Als kleine Weihnachtsgabe drückte ihm Tommy fünf Shilling in die Hand.

»Und jetzt schnell zu Miss Dean«, sagte Tommy.

»Tommy, du hast keinen Sinn für dramatische Auftritte! Überlaß das mir. Ich habe einen herrlichen Plan. Glaubst du, du könntest dir einen Spaten ausleihen oder sogar stehlen, wenn es nicht anders geht?«

Tommy gelang es, einen Spaten zu beschaffen, und ein aufmerksamer Spaziergänger hätte in dieser Nacht beobachten können, wie sich zwei Schatten in den Garten des *Roten Hauses* einschlichen. Der Platz, den der Gärtner bezeichnet hatte, war leicht zu finden, und Tommy machte sich ans Werk. Bald stieß sein Spaten auf Metall, und wenige Sekunden später hatte er eine große Keksdose ausgegraben. Sie war rundherum mit Leukoplast verklebt und fest verschlossen, aber mit Hilfe von Tommys Messer gelang es Tuppence rasch, sie zu öffnen.

Dann seufzte sie enttäuscht: Die Dose war bis zum

Rande mit Kartoffeln gefüllt. Sie leerte sie aus – aber es fand sich nichts anderes darin.

»Grab weiter, Tommy!«

Es dauerte einige Zeit, bis eine zweite Büchse auftauchte, als Lohn für ihre Mühe. Tuppence öffnete sie.

»Nun?« fragte Tommy gespannt.

»Wieder Kartoffeln!«

»Verflucht!« murrte Tommy.

»Aller guten Dinge sind drei«, tröstete sie.

»Ich glaube, das Ganze ist ein dummer Scherz«, sagte Tommy verdrießlich, aber er grub trotzdem weiter.

Schließlich kam eine dritte Büchse ans Licht.

»Wieder Kar –«, begann Tuppence und brach plötzlich ab.

»Oh, Tommy, wir haben es! Die Kartoffeln liegen nur obenauf. Schau her!«

Sie hielt eine große altmodische Samthandtasche in die Höhe.

»Lauf schnell zum Gasthof!« rief Tommy. »Es ist eisig kalt hier. Nimm die Tasche mit! Ich muß noch die Erde ins Loch zurückschaufeln. Und der Schlag soll dich treffen, Tuppence, wenn du die Tasche öffnest, bevor ich da bin!«

»Ich bin doch kein Spielverderber. Hu – ich bin halb erfroren!« Sie trat in aller Eile den Rückzug an.

Im Gasthof mußte sie nicht lange warten. Tommy folgte ihr auf dem Fuß; er war ganz verschwitzt nach all dem Graben und dem Laufen zurück in den Gasthof.

»Endlich sind wir so weit«, sagte Tommy feierlich, »die Detektivagentur hat ihre Pflicht getan, öffnen Sie die Schatztruhe, Mrs. Beresford!«

In der Tasche befand sich ein in Wachstuch einge-

schlagenes Paket und eine schwere Ledertasche. Die Tasche öffneten sie zuerst. Sie war voller Goldmünzen. Tommy zählte das Geld.

»Zweihundert Pfund. Mehr hat ihr die Bank vermutlich nicht in Gold auszahlen wollen. Schneide das Paket auf, Tuppence.«

Tuppence gehorchte. Es enthielt lauter sorgfältig gebündelte Banknoten. Sie zählten die Scheine. Es waren genau zwanzigtausend Pfund!

»Puh!« stieß Tuppence hervor. »Was für ein Glück für Miss Dean, daß wir beide reich und ehrlich sind! Aber was ist das hier, in dem Seidenpapier?«

Tuppence öffnete das kleine Päckchen und zog eine herrliche Perlenkette hervor.

»Ich verstehe nicht viel von diesen Dingen«, sagte Tommy langsam, »aber ich bin davon überzeugt, daß diese Perlen mindestens ihre fünftausend Pfund wert sind. Schau dir nur ihre Größe an! Jetzt verstehe ich, warum die alte Dame einen Zeitungsausschnitt aufbewahrt hat, in dem Perlen als gute Kapitalanlage angepriesen werden. Sie hat offenbar alle Wertpapiere veräußert und sich dafür mit Banknoten und Schmuck eingedeckt.«

»O Tommy, wie wundervoll! Die gute Miss Dean! Jetzt kann sie ihren netten jungen Mann heiraten und glücklich mit ihm leben – wie ich!«

»Das ist aber nett von dir, Tuppence! Bist du tatsächlich glücklich mit mir?«

»Genaugenommen – ja. Aber ich hatte gar nicht die Absicht, dir das zu sagen. Es ist mir nur so herausgerutscht. Die Aufregung – und der Weihnachtsabend, und dies und jenes …«

»Wenn du mich wirklich liebst, Tuppence, willst du mir

dann eine Frage beantworten?«

»Ich hasse diese sentimentalen Kniffe«, erwiderte Tuppence, »aber gut, schieß los!«

»Wie hast du herausbekommen, daß Monica Dean eine Pfarrerstochter ist?«

»Ach, das war ein kleiner Schwindel«, sagte Tuppence lachend.

»Ich öffnete ihren Brief, in dem sie um eine Unterredung bat, und ein Mr. Dean war eine Zeitlang in Vaters Sprengel Hilfsgeistlicher gewesen. Er hatte eine kleine Tochter namens Monica, vier oder fünf Jahre jünger als ich. Der Schluß war nicht schwer zu ziehen!«

»Du bist eine schamlose Person«, sagte Tommy. »Horch, es schlägt Mitternacht! Fröhliche Weihnachten, Tuppence!«

»Fröhliche Weihnachten, Tommy. Das gibt ein fröhliches Weihnachtsfest auch für Miss Dean – und das verdankt sie uns! Ich bin so froh! Die arme Kleine – sie war so elend und niedergeschlagen. Wenn ich daran denke, kommen mir jetzt noch die Tränen.«

»Tuppence, mein Liebling!« sagte Tommy.

»Tommy, mein Liebling!« sagte Tuppence. »Was für sentimentale Esel wir doch sind!«

8

Tommy war gar nicht zufrieden mit dem Leben, *Blunts Brillante Detektive* hatten einen Mißerfolg einstecken müssen. In *Aldington-Hall* in Aldington war eine Perlenkette gestohlen worden; man hatte sich an ihre Agentur gewandt – aber *Blunts Brillanten Detektiven* war es nicht gelungen, den Diebstahl aufzuklären. Während Tommy in der Verkleidung eines katholischen Priesters eine angebliche Gräfin beschattete und Tuppence sich auf dem Golfplatz um den Neffen des Hauses kümmerte, hatte der Polizeiinspektor des Ortes ohne großes Aufheben den zweiten Kammerdiener verhaftet, der, wie sich herausstellte, ein von der Polizei steckbrieflich gesuchter Dieb war und den Diebstahl zugab, ohne sich lange bitten zu lassen.

Deshalb hatten sich Tommy und Tuppence so würdevoll wie möglich zurückgezogen und waren gerade dabei, sich bei einem Cocktail im *Grand Hotel* von Aldington gegenseitig zu trösten.

Tommy trug immer noch das Priestergewand.

»Pater Brown hat sich nicht gerade mit Ruhm bekleckert«, bemerkte er trübsinnig. »Und dabei habe ich mir genau den richtigen Regenschirm gekauft!«

»Es war eben nicht die richtige Aufgabe für Pater Brown«, sagte Tuppence. »Man braucht von Anfang an eine gewisse Atmosphäre. Man muß gerade etwas ganz Alltägliches tun und plötzlich passieren dann sonderbare Dinge. So ist das bei Pater Brown.«

»Leider müssen wir nach London zurück«, bemerkte Tommy.

»Vielleicht passiert noch etwas Sonderbares auf dem Weg zum Bahnhof.«

Er hob sein Glas an die Lippen, aber plötzlich spritzte der Cocktail nach allen Seiten: Eine schwere Hand schlug ihm auf die Schulter, und eine Stimme, die zu dieser Hand paßte, trompetete:

»Ja – so was! Das ist ja Tommy! Und Mrs. Beresford dazu! Na, alter Bursche, was für ein böser Geist hat dich hergetrieben? Seit Jahren habe ich nichts von dir gehört oder gesehen!«

»Sieh mal an, Mr. Bulger!« sagte Tommy, stellte das Glas mit dem Rest seines Inhalts auf den Tisch und wandte sich dem Eindringling zu, einem großen, breitschultrigen Mann im Golfanzug, ungefähr dreißig Jahre alt, mit einem roten, glänzenden Gesicht. »Der gute alte Bulger!«

»Na, so eine Überraschung!« Bulger, dessen Name eigentlich Mervyn Estcourt lautete, konnte sich gar nicht beruhigen. »Ich wußte nicht, daß du in den geistlichen Stand getreten bist. Tommy als weihrauchspendender Pfaffe – ich werde verrückt!«

Bulger brach in schallendes Gelächter aus, und Tommy wurde verlegen. In diesem Augenblick wurde ihnen plötzlich die Gegenwart einer vierten Person bewußt.

Sie war von fast überirdischer Schönheit. Ein großes, schlankes Geschöpf mit sehr blonden Haaren und runden blauen Augen, eingehüllt in ein teures schwarzes Abendkleid, mit einem herrlichen Hermelincape und sehr großen Perlenohrringen. Sie lächelte. Und ihr Lächeln besagte so manches. Sie wisse genau – sagte es –, daß es in ganz England, ja vielleicht auf der ganzen Welt, nichts Sehenswerteres gäbe als ihre Person. Sie sei nicht etwa besonders stolz darauf, nein, es sei einfach so und nicht

anders.

Tommy und Tuppence erkannten sie sofort. Sie hatten sie dreimal in *Geheimnisse des Herzens* gesehen, ebensooft in ihrem anderen großen Erfolgsstück *Die Feuersäule.* Es gab wohl keine zweite Schauspielerin, die das englische Publikum so faszinierte wie Miss Gilda Glen. Sie war berühmt als die schönste Frau in England. Es ging auch das Gerücht um, sie sei die dümmste.

»Alte Freunde, Miss Glen«, erklärte Estcourt, und es klang, als bedauerte er, ein so strahlendes Wesen auch nur einen Augenblick vernachlässigt zu haben. »Tommy und Mrs. Beresford, darf ich euch Miss Gilda Glen vorstellen?«

Seine Stimme vibrierte bei diesen Worten vor Stolz. Daß man ihn in der Begleitung von Miss Glen gesehen hatte, verlieh ihm eine Art Glorienschein.

Die Schauspielerin starrte Tommy mit großem Interesse an.

»Und Sie sind wirklich ein Priester?« fragte sie. »Ein katholischer Priester, meine ich? Weil ich dachte, daß die keine Frauen haben.«

Estcourt brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Prima! Prima!« japste er. »Du schlauer Fuchs! Hast allem Prunk und irdischen Gütern abgeschworen – aber auf deine Frau hast du nicht verzichtet, was?«

Gilda Glen nahm nicht die leiseste Notiz von ihm. Mit erstaunten Augen starrte sie immer noch auf Tommy.

»Sind Sie ein Priester?« fragte sie abermals.

»Selten ist ein Mensch, was er zu sein scheint«, antwortete Tommy freundlich. »Mein Beruf ist dem eines Priesters nicht unähnlich. Ich gebe keine Absolution – aber ich nehme Beichten entgegen, ich …«

»Hören Sie nicht auf ihn«, unterbrach ihn Estcourt. »Er macht sich bloß wichtig.«

»Warum sind Sie denn wie ein Geistlicher gekleidet, wenn sie gar keiner sind?« wunderte sich Gilda Glen. »Außer, natürlich, wenn …«

»Ich bin kein Verbrecher auf der Flucht vor der Justiz«, sagte Tommy. »Eher umgekehrt.«

»Oh!« Sie runzelte die Stirn und sah ihn mit ihren wundervollen Augen erstaunt an.

Ob sie das jemals kapiert? überlegte Tommy. Wohl nicht, wenn ich es ihr nicht Wort für Wort erkläre.

Laut sagte er: »Weißt du, wann die Züge nach London gehen, Bulger? Wir müssen heim. Wie weit ist es bis zum Bahnhof?«

»Zehn Minuten zu Fuß. Aber ihr habt keine Eile. Der nächste Zug geht um 18 Uhr 35, und jetzt ist es erst zwanzig Minuten vor sechs.«

»Wie gelangt man von hier zum Bahnhof?«

»Halte dich links, wenn du aus dem Hotel kommst. Dann – warte mal – ich denke, durch die Morgan's Avenue ist es am kürzesten, nicht wahr?«

»Die Morgan's Avenue?« Miss Glen zuckte zusammen und starrte ihn erschrocken an.

»Ich weiß, woran Sie denken«, sagte Estcourt lachend. »Das Gespenst. Morgan's Avenue führt am Friedhof entlang, und nach einer alten Sage steht ein Polizist, der hier einen gewaltsamen Tod gefunden hat, aus dem Grabe auf und wandert auf seinem alten Rundgang in der Morgan's Avenue auf und ab. Das Gespenst eines Polizisten! Zum Totlachen! Aber viele Leute schwören, daß sie ihn gesehen hätten.«

»Ein Polizist?« sagte Miss Glen leise. Sie erschauderte.

»Aber es gibt doch keine Gespenster, nicht wahr? Ich meine – so etwas gibt es doch nicht?«

Sie stand auf und zog ihr Pelzcape enger um sich.

»Auf Wiedersehen«, sagte sie flüchtig.

Die ganze Zeit über hatte sie Tuppence ignoriert, und auch jetzt gönnte sie ihr nicht ein Kopfnicken. Aber über die Schulter warf sie noch einen erstaunten, fragenden Blick auf Tommy.

In der Drehtüre traf sie mit einem großen grauhaarigen Mann zusammen, dessen Gesicht rot und aufgedunsen war. Mit einem Ausruf der Überraschung faßte er sie am Arm und führte sie hinaus, während er lebhaft auf sie einredete.

»Wunderschöne Person, was?« sagte Estcourt. »Aber weniger Verstand als ein Kaninchen. Man sagt, sie sei mit Lord Leconbury verlobt. Das war Leconbury dort im Eingang.«

»Er sieht nicht gerade so verlockend aus, daß man ihn heiraten möchte«, bemerkte Tuppence.

Estcourt zuckte die Schultern.

»Titel üben immer noch einen gewissen Zauber aus, denke ich«, sagte er. »Und Leconbury ist durchaus kein heruntergekommener Adeliger. Sie wird im Geld schwimmen. Niemand weiß, aus welcher Kinderstube sie stammt. Nicht weit weg von der Gosse, glaube ich. Ihr Aufenthalt hier hat etwas verteufelt Geheimnisvolles an sich. Sie wohnt nicht im Hotel. Und als ich versuchte zu erfahren, wo sie wohnt, hat sie mich angefahren – recht grob angeschnauzt, wie das so ihre Art ist.

Hol mich der Teufel, wenn ich weiß, was das alles bedeuten soll.«

Er schaute auf die Uhr und rief:

»Ich muß weiter. Bin froh, euch beide wiedergesehen zu haben! Müssen mal zusammen in London ausgehen! Wiedersehen!«

Er eilte fort. In diesem Augenblick brachte ein Boy ein Briefchen auf einem Silbertablett. Es trug keine Adresse.

»Es ist für Sie, Sir; von Miss Gilda Glen«, sagte der Boy.

Tommy riß den Umschlag auf und las den Brief mit einiger Neugier. Er enthielt nur ein paar flüchtige, undeutlich geschriebene Zeilen:

Ich weiß es nicht bestimmt, aber vielleicht sind. Sie in der Lage, mir zu helfen. Sie kommen auf dem Weg zum Bahnhof ohnehin an dem Haus vorbei. Könnten Sie zehn Minuten nach sechs beim *Weißen Haus* in der Morgan's Avenue sein?

Ihre Gilda Glen

Tommy entließ den Boy mit einem Kopfnicken und reichte dann das Briefchen seiner Frau.

»Unglaublich!« rief Tuppence. »Ist ihr das vielleicht eingefallen, weil sie immer noch glaubt, daß du ein Priester bist?«

»Nein«, meinte Tommy nachdenklich. »Wahrscheinlich eher, weil sie endlich begriffen hat, daß ich keiner bin. Nanu, was ist denn das?«

»Das« war ein junger Mann mit feuerrotem Haar, einem kampflustigen Kinn und einem schäbigen Anzug. Er trat in die Halle und begann sofort, mit langen Schritten auf und ab zu laufen. Dabei brummte er immerfort vor sich hin.

»Verdammt nochmal!« rief er plötzlich laut und vernehmlich.

»Ja, verdammt und verflucht!«

Er ließ sich in einen Klubsessel in der Nähe des jungen Paares fallen und starrte sie mißgelaunt an.

»Der Teufel hole alle Weiber!« sagte der junge Mann und warf wilde Blicke auf Tuppence. »Oh, bitte, machen Sie ruhig einen Skandal, wenn Sie Lust dazu haben. Lassen Sie mich zum Hotel hinauswerfen! Es wird nicht das erstemal sein.

Warum soll man nicht sagen dürfen, was man denkt? Warum seine Gefühle verbergen, grinsen und schöntun wie alle anderen Leute? Ich bin nicht zu Schmeicheleien aufgelegt! Ich möchte jemanden bei der Kehle packen und ihm die Luft abdrücken.«

Er schwieg.

»Haben Sie eine bestimmte Person im Sinn?« fragte Tuppence. »Oder einfach den Nächstbesten?«

»Eine bestimmte Person«, sagte der junge Mann wütend.

»Sehr interessant. Wollen Sie uns nicht noch mehr ins Vertrauen ziehen?«

»Ich heiße Reilly«, sagte der Rothaarige. »James Reilly. Sie haben den Namen vielleicht schon gehört. Ich habe einen kleinen Band pazifistischer Gedichte herausgegeben – gute Arbeit, wenn ich mich dabei auch selbst loben muß.«

»Pazifistische Gedichte?« sagte Tuppence.

»Ja – warum nicht?«

»Oh, nur so«, erwiderte Tuppence hastig.

»Ich bin immer für den Frieden gewesen!« rief Mr. Reilly grimmig. »Zum Teufel mit dem Krieg! Und mit den Weibern! Die Weiber – haben Sie diese Person gesehen, die vorhin hier herumlungerte? Gilda Glen nennt sie sich. Gilda Glen! Wie ich diese Frau verehrt habe! Und ich kann Ihnen sagen – wenn sie überhaupt ein Herz hat,

so schlägt es für mich und keinen anderen. Sie hatte mich wirklich gern, früher mal! Aber wenn sie sich an diesen Dreckhaufen, den Leconbury, verkauft, dann helfe ihr Gott! Ich möchte sie lieber mit meinen eigenen Händen umbringen!«

Dann sprang er plötzlich auf und stürzte aus der Hotelhalle.

Tommy hob die Augenbrauen.

»Ein leicht erregbarer Herr«, bemerkte er trocken. »Nun, Tuppence, wollen wir losziehen?«

Als sie aus dem Hotel in die kühle Abendluft traten, stieg ein leichter Nebel auf. Estcourts Angaben folgend, bogen sie links ein, und wenige Minuten später lasen sie an einer Kreuzung: Morgan's Avenue.

Der Nebel wurde immer dichter. Er war weich und weiß und zog an ihnen in wirbelnden Schwaden vorbei. Zu ihrer Linken erhob sich die hohe Friedhofsmauer, rechts stand eine Reihe kleiner Häuser. Nach einer Weile verloren sich die Häuser, und eine hohe Hecke säumte die Straße.

»Tommy, mir wird ganz unheimlich«, sagte Tuppence. »Der Nebel – die Stille. Als ob wir am Ende der Welt wären.«

Tommy stimmte ihr zu: »Ja, ganz allein auf der Welt. Daran ist der Nebel schuld. Man kann die Hand nicht mehr vor Augen sehen.«

Tuppence nickte. »Man hört nur das Echo unserer Schritte auf dem Pflaster. – Was war das?«

»Was denn?«

»Schritte hinter uns. Ich dachte, ich höre jemanden gehen.«

»Du wirst auch noch das Gespenst sehen, wenn du dich so hineinsteigerst!« sagte Tommy. »Sei nicht so nervös.

Fürchtest du, daß der tote Polizist dir die Hand auf die Schulter legt?«

»Laß doch, Tommy! Jetzt hast du mir erst richtig angst gemacht!« schrie Tuppence.

Sie drehte sich um und versuchte angestrengt, den weißen Schleier, der sie umgab, mit ihren Blicken zu durchdringen.

»Da, da sind die Schritte wieder!« flüsterte sie. »Jetzt sind sie vor uns. Tommy, du kannst mir doch nicht einreden, daß du nichts hörst?«

»Ja, ich höre etwas. Wahrscheinlich Schritte hinter uns. Vermutlich jemand, der auch zum Zug will. Aber …«

Er brach plötzlich ab und blieb stehen. Tuppence stockte der Atem.

Der Nebelvorhang vor ihnen zerteilte sich plötzlich, und da, kaum fünf Meter vor ihnen, tauchte unvermittelt ein riesiger Polizist aus dem Nebel auf. Vor einem Augenblick noch war alles leer gewesen – und jetzt stand er plötzlich da – so kam es wenigstens den beiden jungen Leuten vor, deren Phantasie überhitzt war. Als dann der Nebel noch mehr zur Seite wich, traten die Gegenstände wieder deutlich hervor wie auf einer Bühne, wenn sich der Vorhang hebt.

Ein großer blauer Schutzmann neben einem roten Briefkasten und hinter dem Gartenzaun ein weißes Haus.

»Rot – weiß – blau«, sagte Tommy. »Sehr malerisch. Aber wirklich kein Grund zur Angst. Komm, Tuppence!«

Er hatte bereits entdeckt, daß der Polizist ein wirklicher Polizist und überdies nicht annähernd so gigantisch war, wie er ihnen vorhin erschien, als er so plötzlich aus dem Nebel auftauchte.

Doch als sie weitergehen wollten, erklangen hinter ihnen

Schritte. Ein Mann kam eilig an ihnen vorbei. Er bog in das Gartentor des weißen Hauses ein, stürmte die Freitreppe hinauf und trommelte mit aller Gewalt gegen die Haustür. Gerade als die beiden den Polizisten erreichten, der dem Mann entgeistert nachstarrte, wurde dieser in das Haus eingelassen.

»Der hat es aber sehr eilig!« bemerkte der Polizist.

Er sprach breit und bedachtsam, wie jemand, dessen Gedanken nicht allzuschnell heranreifen.

»Er gehört zu den Leuten, die es immer eilig haben«, versetzte Tommy.

Langsam wandte der Polizist seinen Blick Tommy zu und fragte mit deutlichem Mißtrauen: »Ein Freund von Ihnen?«

»Nein«, sagte Tommy. »Kein Freund. Aber ich weiß zufällig, wie der Mann heißt. Reilly ist sein Name – Reilly!«

»Aha! Na, dann wollen wir mal unseren Rundgang weitermachen.«

»Können Sie mir bitte sagen, wo das *Weiße Haus* ist?« fragte Tommy.

Der Polizist wies mit dem Kopf auf das Gebäude neben ihnen.

»Hier, Sie stehen direkt davor. Es gehört Mrs. Honeycott.« Er schwieg. Dann fügte er erklärend hinzu: »Ein nervöses Frauenzimmer. Lebt in beständiger Angst vor Einbrechern. Sie bittet mich immer, ihr Haus und ihr Grundstück abzusuchen. Wenn Frauen in die Wechseljahre kommen, werden sie oft wunderlich.«

»Also schon in den reiferen Jahren, wie?« sagte Tommy. »Wissen Sie zufällig, ob zur Zeit eine junge Dame bei ihr wohnt?«

»Eine junge Dame?« Der Polizist grübelte angestrengt. »Eine junge Dame? Nein, das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Vielleicht wohnt sie gar nicht hier«, warf Tuppence ein.

»Und vielleicht ist sie noch gar nicht nach Hause gekommen – sie hat erst knapp vor uns das Hotel verlassen.«

»Oh!« sagte der Polizist plötzlich. »Jetzt, wo Sie es sagen, fällt es mir wieder ein: Vor drei oder vier Minuten ungefähr ist eine junge Frau in das Haus gegangen. Ich habe sie gesehen, als ich die Straße heraufkam.«

»Mit einem Pelzcape aus Hermelin?«

»Ja, ich glaube, sie hatte so etwas um die Schultern. So eine Art weißes Kaninchen.«

Tuppence lächelte. Der Polizist ging seines Weges, in der Richtung, aus der sie gekommen waren, und die beiden wandten sich dem Tor des *Weißen Hauses* zu.

Plötzlich hörte man einen schwachen Schrei im Inneren des Hauses. Unmittelbar darauf wurde die Haustür aufgerissen, und James Reilly stürzte heraus. Sein Gesicht war weiß und verzerrt, und er starrte vor sich hin, ohne auf seine Umgebung zu achten. Er taumelte wie ein Betrunkener.

Er wankte an Tommy und Tuppence vorbei und murmelte wie ein Besessener immerfort vor sich hin: »O Gott! O Gott! O mein Gott!«

Er klammerte sich an den Torpfosten, als könne er so sein Gleichgewicht wiedergewinnen, und dann rannte er in plötzlicher Panik, so schnell er konnte, die Straße zum Bahnhof hinunter. Der Polizist hatte die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen.

Tommy und Tuppence schauten einander verblüfft an.

»Hier im Haus muß etwas geschehen sein!« meinte Tommy.

»Was kann unseren Freund Reilly bloß so furchtbar erschreckt haben?«

Tuppence strich mit dem Zeigefinger den Torpfosten entlang und sagte nachdenklich: »Frisches Rot. Er muß irgendwo mit frischer Farbe in Berührung gekommen sein!«

»Hm«, brummte Tommy. »Merkwürdige Sache. Ich glaube, wir sollten uns beeilen.«

Im Eingang des Hauses stand ein Dienstmädchen mit weißem Spitzenhäubchen, sprachlos vor Empörung.

»Haben Sie schon so etwas gesehen, Hochwürden!« platzte sie schließlich heraus, als Tommy die Stufen heraufkam. »Der Bursche kommt her, fragt nach der jungen Dame und rast ohne meine Erlaubnis einfach die Treppe hinauf. Sie hat einen Schrei ausgestoßen wie eine Wildkatze, das arme, hübsche Fräulein. Er muß sie furchtbar erschreckt haben. Und dann kam er sofort wieder heruntergestürmt, mit leichenblassem Gesicht, als hätte er ein Gespenst gesehen. Was soll das nur bedeuten?«

»Mit wem sprichst du draußen, Ellen?« fragte eine scharfe Stimme aus der Halle.

»Das ist Madam!« sagte Ellen.

Sie zog sich zurück, und Tommy stand nun vor einer grauhaarigen Frau mit kalten blauen Augen, die ein Zwicker nur schlecht verbarg; ihr hagerer Körper steckte in einem schwarzen, mit Jettperlen bestickten Kleid.

»Mrs. Honeycott«, sagte Tommy. »Ich möchte gern Miss Glen sprechen.«

Mrs. Honeycott blickte ihn scharf an und wendete sich

dann Tuppence zu, die sie nachdenklich musterte.

»Miss Glen? So. Na, dann kommen Sie herein.«

Sie führte sie durch die Halle in einen Raum, dessen Fenster auf den Garten hinausgingen. Es war ein recht großes Zimmer, das aber wegen der vielen Stühle und Tische, die man hier abgestellt hatte, bedrückend und eng wirkte. Ein starkes Feuer brannte im Kamin, neben dem ein mit Chintz bezogenes Sofa stand. Die graue Tapete zeigte ein Muster aus schmalen Streifen und war oben mit einer Rosenbordüre eingefaßt. Zahllose Stiche und Ölbilder hingen an den Wänden. Tommy konnte sich das Luxusgeschöpf Gilda Glen unmöglich in so einem Zimmer vorstellen.

»Nehmen Sie Platz«, sagte Mrs. Honeycott. »Vor allem muß ich Ihnen sagen, daß ich für den katholischen Glauben nichts übrig habe. Ich hätte nie gedacht, daß ich einmal einen katholischen Priester in meinem Haus empfangen würde. Aber wenn Gilda zu den Pfaffen übergelaufen ist, so ist das bei ihrem Lebenswandel nicht weiter verwunderlich. Es hätte ja noch schlimmer kommen können – besser katholisch als gar keinen Glauben! Ich würde die katholische Kirche höher achten, wenn sie ihre Priester heiraten ließe. Verzeihen Sie, ich sage immer geradeheraus, was ich denke. Wenn man bloß an diese Klöster denkt! Die vielen schönen Mädchen, die da eingesperrt sind, und keiner weiß, was aus ihnen wird! Schon der Gedanke daran ist mir unerträglich.«

Mrs. Honeycott machte einen Punkt und schöpfte tief Atem. Ohne sich auf eine Diskussion über das Zölibat oder ein anderes heikles Thema einzulassen, kam Tommy direkt zur Sache.

»Mrs. Honeycott, soviel ich weiß, ist Miss Glen hier im Haus, nicht wahr?«

»Das stimmt. Aber wohlgemerkt, ich bin durchaus nicht damit einverstanden! Ehe ist Ehe, und Gatte ist Gatte. Wie man sich bettet, so liegt man.«

»Ich verstehe nicht ganz …« begann Tommy.

»Dachte ich es mir doch! Deshalb habe ich Sie zuerst in dieses Zimmer geführt. Sie können nachher zu Gilda hinaufgehen, wenn ich Ihnen meinen Standpunkt erklärt habe. Sie kam zu mir – denken Sie nur, nach so vielen Jahren –, sie kam und bat mich um Hilfe. Sie wollte, daß ich mit diesem Mann spreche und ihn dazu überrede, in die Scheidung einzuwilligen. Ich habe ihr ins Gesicht gesagt, daß ich nichts damit zu tun haben will. Scheidung ist Sünde. Aber ich konnte meiner eigenen Schwester doch nicht mein Haus versagen, oder?«

»Ihrer Schwester?« rief Tommy erstaunt.

»Ja. Gilda ist meine Schwester. Hat sie es Ihnen nicht gesagt?«

Tommy starrte sie mit offenem Mund an. Die Sache kam ihm sehr unwahrscheinlich vor. Dann fiel ihm ein, daß Gilda Glens engelhafte Schönheit schon seit vielen Jahren dem Publikum vertraut war. Er selbst war ein kleiner Junge gewesen, als er sie zum erstenmal im Theater sehen durfte. Ja, schließlich und endlich – ausgeschlossen war es nicht. Aber welcher Kontrast! Das also war Gilda Glens Herkunft, dieses kleinbürgerliche Milieu mit seinem Geruch von Wohlanständigkeit! Wie gut sie ihr Geheimnis gehütet hatte!

»Ich bin noch nicht ganz im Bilde«, sagte Tommy. »Ihre Schwester ist verheiratet?«

»Mit siebzehn Jahren ist sie von zu Hause durchgebrannt, um zu heiraten«, erklärte Mrs. Honeycott barsch. »Einen ganz gewöhnlichen Burschen, weit unter ihrem Stand. Dabei war unser Vater Pfarrer! Es war eine

Schande. Dann verließ sie ihren Mann, um zum Theater zu gehen. Schauspielerin! Man denke bloß! Ich habe in meinem ganzen Leben nie ein Theater von innen gesehen. Aber ich trage den Leuten ihre Sünden nicht nach. Jetzt, nach all den Jahren, will sie sich von ihrem Mann scheiden lassen. Will wahrscheinlich irgendeinen reichen Mann heiraten. Aber ihr Mann läßt sich nicht kleinkriegen. Er ist nicht einzuschüchtern und zu bestechen. Wirklich bewundernswert.«

»Wie heißt er denn«, fragte Tommy plötzlich.

»So unglaublich es klingt – ich komme einfach nicht auf seinen Namen! Vergessen Sie nicht, daß es bald zwanzig Jahre her ist, daß ich den Namen zuletzt gehört habe. Mein Vater hat uns verboten, ihn auszusprechen. Und ich habe mich geweigert, mit Gilda über die Sache zu reden. Sie weiß, was ich denke; das muß ihr genügen.«

»War es nicht Reilly, vielleicht?«

»Schon möglich. Aber genau weiß ich es nicht.«

»Der Mann, den ich meine, war vor einem Augenblick hier im Haus.«

»Dieser Mann! Ich dachte, es sei ein entsprungener Irrer! Ich war in der Küche gewesen, um Ellen meine Anweisungen zu geben. Als ich gerade hier ins Zimmer trat und mir überlegte, ob Gilda wohl schon nach Hause gekommen sei (sie hat einen Hausschlüssel), da hörte ich sie. Sie zögerte einen Augenblick lang in der Halle, stieg dann aber rasch die Treppen hinauf.

Ungefähr drei Minuten später begann dieser Hexensabbat. Ich ging in die Halle und sah gerade, wie der Mann die Treppe hinaufstürmte. Dann ertönte oben eine Art Schrei, und sofort kam er wieder herunter und stürzte hinaus wie ein Verrückter.

Schöne Geschichten!«

Tommy stand auf.

»Mrs. Honeycott, wir wollen lieber gleich hinaufgehen. Ich fürchte …«

»Was denn?«

»Daß die Türen in Ihrem Hause heute nicht mit roter Farbe gestrichen wurden.«

Mrs. Honeycott starrte ihn entgeistert an.

»Mit roter Farbe? Bestimmt nicht!«

»Das ist es, was ich fürchte«, sagte Tommy ernst. »Bitte, kommen Sie gleich mit mir ins Zimmer Ihrer Schwester.«

Endlich zum Schweigen gebracht, führte Mrs. Honeycott die beiden hinauf. In der Halle sahen sie Ellen rasch in einem der Zimmer verschwinden.

Mrs. Honeycott öffnete die erste Tür oben an der Treppe.

Tommy und Tuppence folgten ihr dicht auf den Fersen. Plötzlich schnappte sie laut nach Luft und schreckte zurück.

Auf dem Sofa lag regungslos hingestreckt eine in Schwarz und Hermelin gekleidete Figur. Das Gesicht war unberührt; ein wundervolles, seelenloses Gesicht, nicht unähnlich dem eines schlafenden Kindes. Die Wunde befand sich seitlich am Kopf; ein heftiger Schlag mit einem stumpfen Instrument hatte die Schädeldecke zertrümmert. Blut tropfte langsam auf den Boden, aber die Wunde selbst hatte schon zu bluten aufgehört.

Tommy untersuchte die Tote; sein Gesicht war sehr blaß.

»So hat er sie schließlich doch nicht erwürgt«, sagte er endlich.

»Was meinen Sie? Wer?« schrie Mrs. Honeycott. »Ist sie tot?«

»Ja, Mrs. Honeycott, sie ist tot. Ermordet. Die Frage ist –

wer ist der Mörder? Aber eigentlich ist das kaum eine Frage. Komisch. Trotz seines Schreiens und Prahlens hätte ich das dem Burschen nicht zugetraut.«

Er schwieg einen Augenblick und wandte sich dann entschlossen an Tuppence.

»Bitte, geh und hol einen Polizisten oder ruf von irgendwo die Polizei an.«

Tuppence nickte. Auch sie war so weiß wie die Wand. Tommy führte Mrs. Honeycott wieder in ihr Zimmer hinunter.

»Ich möchte jeden Irrtum vermeiden«, sagte er. »Wissen Sie genau, wie spät es war, als Ihre Schwester nach Hause kam?«

»Ja, genau. Weil ich gerade dabei war, die Wanduhr fünf Minuten vorzustellen, wie ich es jeden Abend zu tun pflege. Sie geht jeden Tag fünf Minuten nach. Es war genau acht Minuten nach sechs auf meiner Taschenuhr gewesen, und die geht auf die Sekunde richtig.«

Tommy nickte. Das stimmte vollkommen mit der Geschichte des Polizisten überein. Der hatte behauptet, die Frau mit dem weißen Pelz habe das Haus vor etwa drei Minuten betreten, als Tommy ihm Miss Glen beschrieben hatte. Tommy hatte auf die Uhr gesehen und festgestellt, daß er eine Minute später als verabredet vor dem *Weißen Haus* angekommen war.

Theoretisch blieb also nur die Möglichkeit, daß jemand oben im Zimmer auf Gilda Glen gewartet hatte. Wenn dem so war, mußte er immer noch irgendwo im Haus versteckt sein. Außer James Reilly hatte es niemand verlassen.

Tommy rannte hinauf und unterzog die Räume einer schnellen, aber gründlichen Untersuchung. Aber hier hielt sich niemand versteckt.

Dann sprach er mit Ellen. Er sagte ihr, was geschehen war, und wartete geduldig, bis sich ihr Wehgeschrei erschöpft und sie aufgehört hatte, alle Heiligen anzurufen; dann stellte er ein paar Fragen. Er wollte wissen, ob jemand heute nachmittag nach Miss Glen gefragt habe. Nein, kein Mensch. Ob sie selbst heute abend oben gewesen sei? Ja, sie sei wie gewöhnlich um sechs Uhr hinaufgegangen, um die Vorhänge zuzuziehen. Vielleicht war es auch kurz nach sechs gewesen. Jedenfalls war es, ehe dieser wilde Bursche die Tür fast in Stücke geschlagen hatte. Sie war die Treppen hinuntergelaufen, um zu öffnen.

Zu denken, daß er ein Mörder gewesen sei! Tommy ließ es dabei bewenden. Aber er hatte Mitleid mit Reilly, etwas sträubte sich in ihm, das Schlimmste von diesem Mann zu denken. Und doch gab es offenbar niemand anderen, der Gilda Glen hätte ermorden können. Mrs. Honeycott und Ellen waren die einzigen Personen im Haus gewesen.

Er hörte Stimmen in der Halle und fand dort Tuppence und den Polizisten vor, den sie vorhin für ein Gespenst gehalten hatten. Der Polizist hatte ein Notizbuch herausgezogen und einen stumpfen Bleistift, den er verstohlen mit Speichel befeuchtete. Er ging hinauf und betrachtete mit sturer Gelassenheit das Opfer. »Ich darf hier nichts anrühren«, bemerkte er bloß, »sonst gibt es Ärger mit dem Inspektor.« Er hörte sich geduldig Mrs. Honeycotts hysterische Ausbrüche und verworrenen Erklärungen an und schrieb von Zeit zu Zeit etwas in sein Büchlein. Seine Gegenwart war beruhigend und wohltuend.

Als er dann auf einen Augenblick das Haus verließ, um die Zentrale telefonisch zu verständigen, konnte ihn Tommy auf den Stufen der Freitreppe endlich unter vier Augen sprechen.

»Hören Sie mal«, sagte Tommy. »Sie haben die

Verstorbene gesehen, wie sie durch das Gartentor ging. Sind Sie sicher, daß sie allein war?«

»Oh, sie war bestimmt allein. Niemand war bei ihr.«

»Und in der Zwischenzeit, nachdem sie eingetreten war und bevor Sie uns trafen, ist niemand aus dem Haus gekommen?«

»Nicht eine Seele.«

»Hätten Sie es sehen müssen, wenn einer herausgekommen wäre?«

»Selbstverständlich! Niemand ist herausgekommen, bevor dieser wilde Kerl auf die Straße stürmte.«

Majestätisch schritt der Hüter des Gesetzes die Stufen hinunter und blieb bei dem Torpfosten stehen, auf dem in Rot deutlich der Abdruck einer Hand zu sehen war.

»Amateurarbeit«, bemerkte er mitleidig. »So eine Spur zu hinterlassen!«

Es war am Tag nach dem Mord. Tommy und Tuppence waren immer noch im *Grand Hotel*, aber Tommy hatte vorsichtshalber sein Priestergewand abgelegt.

James Reilly war verhaftet worden und saß im Gefängnis.

Sein Verteidiger, Mr. Marvell, hatte eben ein längeres Gespräch mit Tommy über das Verbrechen gehabt.

»Ich hätte das von James Reilly niemals gedacht«, bemerkte er einfach. »Er hat immer schon heftige Reden geführt, aber dabei blieb es auch.«

Tommy nickte.

»Wenn man so viel Energie auf das Reden verschwendet, bleibt einem in der Regel nicht mehr viel für die Tat. Mir ist klar, daß ich als Hauptzeuge gegen ihn

auftreten muß. Die Dinge, die er uns kurz vor dem Mord erzählt hat, sind besonders belastend. Und trotzdem habe ich Sympathien für den Mann; es gibt leider weit und breit keinen anderen Verdächtigen, sonst würde ich ihn für unschuldig halten. Was sagt er selbst?«

Der Verteidiger spitzte die Lippen.

»Er erklärte, er habe sie tot auf der Couch liegen sehen, als er ins Zimmer kam. Aber das ist offensichtlich unmöglich. Er sagt die erste Lüge, die ihm in den Sinn kommt.«

»Ja, denn wenn er tatsächlich die Wahrheit sagt, bedeutet das, daß diese Mrs. Honeycott selbst ihre Schwester umgebracht haben muß. Und das wäre zu unwahrscheinlich. Ja, er muß es doch gewesen sein.«

»Das Dienstmädchen hat den Schrei gehört, vergessen Sie das nicht.«

»Das Mädchen – ja …« Tommy schwieg einen Augenblick.

Dann sagte er nachdenklich: »Was wir doch für gläubige Seelen sind. Wir trauen dem Augenschein, als ob er das Evangelium wäre. Und wenn der Augenschein trügt? Es sind schließlich nur Eindrücke, die uns die Sinne vermitteln – es könnten auch falsche Eindrücke sein.«

Der Verteidiger zuckte die Schultern.

»Oh, wir alle wissen, daß es unzuverlässige Zeugen gibt; Zeugen, denen immer wieder etwas Neues einfällt, ohne daß sie die Absicht haben, uns täuschen zu wollen.«

»Ich meine nicht nur das. Ich meine uns alle – wir sagen Dinge, die wirklich nicht stimmen, und bemerken es nicht einmal.

Wir beide, zum Beispiel, wir haben sicher schon oft gesagt: ›Da kommt die Post‹. Aber in Wirklichkeit haben wir nur zwei Schläge an der Haustür und das Klappern des

Briefkastens gehört. Neunmal werden wir wohl mit unserer Behauptung recht haben: Es ist wirklich die Post; aber das zehnte Mal könnte es vielleicht ein kleiner Junge gewesen sein, der uns einen Streich spielt. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ja-a«, sagte Mr. Marvell nachdenklich. »Aber ich sehe nicht, worauf Sie hinaus wollen?«

»Nein? Ich weiß es wohl selbst nicht genau. Aber ich fange an zu verstehen. Es ist wie bei einem Wegweiser – weißt du, Tuppence? Der eine Arm weist in eine Richtung – aber der andere, der weist immer nach der entgegengesetzten. Türen gehen auf, aber sie gehen auch zu. Leute steigen die Treppen hinauf – aber sie steigen sie auch hinunter. Schachteln schließen sich, aber sie öffnen sich auch.«

»Was meinst du nur?« fragte Tuppence.

»Es ist lächerlich einfach«, sagte Tommy. »Und doch habe ich es eben erst begriffen. Woher weiß man, daß jemand in ein Haus kommt? Man hört, wie die Tür aufgeht und zugeschlagen wird, und wenn man jemanden erwartet, ist man überzeugt, daß es der Erwartete ist. Aber es könnte ebensogut jemand anders sein, der das Haus gerade verläßt.«

»Aber Miss Glen hat doch das Haus nicht verlassen?«

»Nein, ich weiß. Sie nicht – aber ein andrer: der Mörder.«

»Aber wann ist Miss Glen dann hineingegangen?«

»Sie kam herein, während Mrs. Honeycott in der Küche war und sich mit Ellen unterhielt. Sie haben sie beide nicht kommen hören. Mrs. Honeycott ist dann ins Wohnzimmer gegangen, dachte, ihre Schwester würde bald nach Hause kommen und stellte dabei die Uhr ein paar Minuten vor: Und während sie das dachte, hörte sie die Haustür gehen

und jemand die Treppe hinaufsteigen. Sie glaubte fest daran, daß es ihre Schwester sein müsse.«

»Ja – und? Wie war das mit den Schritten?«

»Das war Ellen, die hinaufging, um die Vorhänge zuzuziehen.

Erinnere dich – Mrs. Honeycott sagte, ihre Schwester habe einen Augenblick still gestanden, bevor sie die Treppe hinaufging. Das war die Zeit, die Ellen brauchte, um aus der Küche in die Halle zu kommen. Der Mörder hatte gerade die Haustür hinter sich geschlossen.«

»Aber Tommy«, rief Tuppence, »und der Schrei? Der Schrei, den sie ausgestoßen hat?«

»Das war James Reilly. Hast du nicht bemerkt, wie schrill seine Stimme ist? Im Augenblick starker Erregung haben Männer oft eine helle Stimme, die man leicht mit einer Frauenstimme verwechseln kann.«

»Aber der Mörder? Wir hätten ihn doch sehen müssen.«

»Wir haben ihn auch gesehen. Wir haben sogar mit ihm gesprochen. Erinnerst du dich, wie der Polizist auftauchte? Das kam daher, weil er gerade aus dem Tor trat, als der Nebel die Straße freigab. Wir sind richtig zusammengefahren – weißt du noch? Schließlich und endlich sind Polizisten auch Männer – wie alle anderen, obwohl wir sie nie in diesem Licht betrachten. Sie lieben, und sie hassen. Sie heiraten auch … Gilda Glen hat wahrscheinlich ihren Mann gerade vor dem Haus getroffen und ihn mit hineingenommen, in der Absicht, die Sache endlich durchzukämpfen. Er konnte sich nicht einfach mit heftigen Worten Luft machen, wie Reilly das getan hätte. Und er hatte seinen Knüppel griffbereit …«

9

»Wir brauchen ein viel größeres Büro!« sagte Tommy.

»Unsinn«, erwiderte Tuppence. »Du mußt nicht gleich überschnappen, weil du ein paar lächerliche Fälle aufgeklärt hast – mit mehr Glück als Verstand!«

»Was die einen Glück nennen, nennen die anderen Tüchtigkeit.«

»Wenn du dich für Sherlock Holmes, Thorndyke, McCarty und die Gebrüder Okewood hältst oder für alle zusammen, dann ist freilich nichts mehr zu machen. Mir persönlich ist es lieber, ich habe das Glück auf meiner Seite, als alle Tüchtigkeit der Welt.«

»Da ist vielleicht etwas dran«, gab Tommy zu. »Nichtsdestoweniger brauchen wir ein größeres Büro.«

»Wozu?«

»Für die Klassiker«, sagte Tommy. »Wir brauchen große Bücherregale, wenn Edgar Wallace zu seinem Recht kommen soll.«

»Wir haben bis jetzt noch keinen Edgar-Wallace-Fall gehabt.«

»Ich fürchte, wir werden auch nie einen bekommen«, sagte Tommy. »Wie du weißt, gibt er dem Amateurdetektiv nie viel Chancen. Bei ihm sind es immer nur ernste Scotland-Yard-Probleme. Schweres Kaliber – nicht leichte Scharmützel.«

Albert, der Bürodiener, erschien in der Tür.

»Inspektor Marriot wünscht Sie zu sprechen«, verkündete er.

»Der große Mann von Scotland Yard«, murmelte

Tommy.

»Der beste Spürhund weit und breit«, sagte Tuppence.

Der Inspektor kam mit einem strahlenden Lächeln auf sie zu.

»Nun, wie geht's, wie steht's?« fragte er leichthin. »Wohl noch viel besser seit unserem kleinen Abenteuer neulich?«

»Oh, es war wirklich wundervoll, nicht wahr?« rief Tuppence begeistert.

»Nun, ich würde es vielleicht nicht unbedingt so ausdrücken«, meinte Marriot vorsichtig.

»Was hat Sie heute zu uns geführt, Marriot?« fragte Tommy.

»Nicht nur reine Sorge um unser Nervensystem, nicht wahr?«

»Nein, ich habe Arbeit für den brillanten Mr. Blunt.«

»Oh!« rief Tommy, »da muß ich schnell ein kluges Gesicht aufsetzen!«

»Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, Mr. Beresford.

Was halten Sie von der Idee, eine richtige große Verbrecherbande zur Strecke zu bringen?«

»Gibt es so etwas überhaupt?«

»Was meinen Sie?«

»Ich dachte immer, Banden gäbe es nur in Romanen – wie Meisterschwindler und Superverbrecher.«

»Den Meisterschwindler trifft man nicht häufig«, gab Marriot zu. »Aber Verbrecherbanden! Weiß Gott, die gibt es haufenweise in unserem Land.«

»Ich weiß nicht, ob ich sehr begabt dafür bin, mich mit einer Bande zu befassen«, sagte Tommy. »Das

Amateurverbrechen, das Verbrechen im friedlichen Familienkreis: Da kann ich mein Licht leuchten lassen. Das häusliche Drama – das ist meine Stärke; mit Tuppence in der Nähe, um mich auf all die kleinen weiblichen Eigenheiten aufmerksam zu machen, die so wichtig sind, und die wir dickfelligen Männer so leicht übersehen.«

Seine Rede wurde plötzlich durch ein fliegendes Sofakissen unterbrochen, und Tuppence rief, er solle doch keinen Unsinn reden.

»Sie amüsieren sich gern ein bißchen, wie?« Inspektor Marriot lächelte väterlich. »Wenn Sie mir die Bemerkung gestatten – es ist wirklich ein Vergnügen, zwei junge Leute zu sehen, die das Leben so genießen wie Sie beide.«

»Genießen wir das Leben?« fragte Tuppence mit erstaunten Augen. »Ja, wahrscheinlich. Es war mir nur noch nicht aufgefallen.«

»Um auf die Verbrecherbande zurückzukommen, von der Sie gesprochen haben«, sagte Tommy, »so könnte ich mich vielleicht herbeilassen, den Auftrag zu übernehmen, trotz meiner Überlastung mit privaten Aufträgen – von Herzoginnen und Millionären und der Elite der Hausangestellten und Putzfrauen. Ich will das gern für Sie tun, denn ich kann Scotland Yard nicht in der Patsche sitzen lassen. Wenn Sie ohne meine Hilfe nicht mehr weiterkommen, werden die Zeitungen über Sie herfallen.«

»Ach, Sie sind doch immer zu Scherzen aufgelegt! Nun, die Sache steht so.« Er rückte seinen Stuhl näher. »Es sind große Mengen von falschen Banknoten im Umlauf. Hunderte und aber Hunderte! Sie wären erstaunt über die Menge. Und mit vollendeter Kunst hergestellt. Hier, da habe ich eine.«

Er zog eine Pfundnote aus der Tasche und reichte sie

Tommy.

»Sieht ganz normal aus, nicht wahr?«

Tommy untersuchte die Banknote mit großem Interesse.

»Bei Gott, ich wäre niemals auf den Gedanken gekommen, daß daran etwas nicht stimmen könnte!«

»Die meisten Leute denken wie Sie. Hier ist eine echte. Ich will Ihnen den Unterschied zeigen – es sind nur winzige Differenzen, aber Sie werden bald lernen, sie zu entdecken. Nehmen Sie mal diese Lupe zur Hand.«

Nach fünf Minuten Studium waren Tommy und Tuppence mit der Sache vertraut.

»Was ist unsere Aufgabe, Inspektor Marriot?« fragte Tuppence. »Einfach die Augen offenhalten?«

»Viel mehr als das, Mrs. Beresford. Ich setze meine ganze Hoffnung in Sie – Sie müssen der Sache auf den Grund gehen. Wir haben entdeckt, daß die Banknoten irgendwo im West End in Umlauf gesetzt werden. Es muß eine Persönlichkeit in sehr angesehener gesellschaftlicher Stellung sein, die die Verteilung übernommen hat. Sie schaffen die falschen Banknoten auch über den Kanal aufs Festland hinüber. Nun ist da eine gewisse Person, die uns besonders interessiert, ein Major Laidlaw – vielleicht haben Sie den Namen schon einmal gehört?«

»Ich glaube, ja«, sagte Tommy. »Im Zusammenhang mit Pferderennen.«

»Ja, Major Laidlaw ist eine sehr bekannte Figur auf den Rennplätzen. Es liegt eigentlich nichts gegen ihn vor, aber er hat sich etwas zu geschickt aus ein paar dunklen Affären gezogen.

Leute, die einen Einblick in die Verhältnisse haben, verziehen das Gesicht, wenn von ihm die Rede ist. Niemand weiß viel über seine Vergangenheit, auch nicht,

aus welcher Familie er stammt. Er hat eine sehr charmante Französin zur Frau, die man überall mit einem Schwarm von Verehrern antrifft. Die Laidlaws geben sicher eine Menge Geld aus, und ich wüßte gern, woher es kommt.«

»Vielleicht aus den Taschen der Verehrer?« schlug Tommy vor.

»Das nimmt man allgemein an. Aber ich bin nicht so sehr davon überzeugt. Es mag Zufall sein – aber viele dieser Banknoten sind in einem eleganten kleinen Spielklub zum Vorschein gekommen, in dem die Laidlaws und ihr Anhang sehr häufig zu finden sind. Dieser Kreis von Glücksrittern und Spielern gibt sehr viel Bargeld aus – in Scheinen. Das könnte eine gute Methode sein, Falschgeld in Umlauf zu setzen.«

»Und was für eine Rolle haben Sie uns zugedacht?«

»Hören Sie: Der junge St. Vincent und seine Frau sind Freunde von Ihnen, nicht wahr? Das Ehepaar ist sehr befreundet mit den Laidlaws, obwohl nicht mehr ganz so sehr wie früher.

Durch die Vermittlung der beiden könnten Sie mit Leichtigkeit in der Sippschaft aufgenommen werden und Fuß fassen, besser als irgendeiner unserer Leute. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die Laidlaws entdecken, wer Sie wirklich sind. Sie haben da eine ideale Voraussetzung für den Auftrag.«

»Und was ist es nun, was wir herausfinden sollen?«

»Woher das Falschgeld kommt, wenn die Laidlaws es wirklich vertreiben.«

»Also: Major Laidlaw verläßt das Haus mit einer leeren Aktenmappe. Jedesmal, wenn er zurückkommt, ist sie zum Bersten voll mit Banknoten. Ich spüre ihm nach und finde heraus, wo er die Banknoten holt. Ist das meine Aufgabe?«

»Mehr oder weniger. Aber vernachlässigen Sie die Dame und ihren Vater, Monsieur Heroulade, nicht. Vergessen Sie nicht, daß die Banknoten zu beiden Seiten des Ärmelkanals ausgegeben werden.«

»Mein lieber Marriot«, rief Tommy vorwurfsvoll. »*Blunts Brillante Detektive* wissen nicht, was ›vernachlässigen‹ bedeutet.«

»Nun, viel Glück!« Inspektor Marriot stand auf und verließ den Raum.

»Oh, Tommy, endlich haben wir einen Edgar-Wallace-Fall!« rief Tuppence begeistert. »Jetzt gehören wir auch zu den großen Kanonen!«

»Ja«, sagte Tommy. »Jetzt beginnt die Jagd auf den Raschler und wir kriegen ihn, das steht fest.«

»Oh, was ist das, ein Raschler?«

»Ein neues Wort, das ich geprägt habe«, sagte Tommy. »Einer, der falsche Banknoten in Umlauf setzt. Neue Banknoten rascheln; daher heißt er Raschler; ganz einfach.«

»Das ist keine schlechte Idee«, meinte Tuppence. »Es macht die Sache anschaulicher. Aber Knisterer scheint mir doch noch eine bessere Bezeichnung zu sein. So treffend und dämonisch.«

»Nein«, entgegnete Tommy. »Ich habe Raschler gesagt und dabei bleibe ich.«

»Dieser Fall wird viel Vergnügen machen«, überlegte Tuppence. »Eine Menge Nachtklubs und Cocktails und so. Morgen kaufe ich mir schwarze Tusche für die Wimpern.«

»Aber deine Wimpern sind doch schwarz«, wandte ihr Mann ein.

»Sie könnten noch schwärzer sein«, sagte Tuppence. »Und ein kirschroter Lippenstift wäre sicher auch

nützlich: ein ganz grelles Rot.«

»Du bist im Grunde genommen eine ganz liederliche Person, Tuppence. Was für ein Glück, daß du einen nüchternen, soliden Mann mittleren Alters zum Gatten hast!«

»Warte nur ab! Du wirst vielleicht weniger nüchtern sein, wenn du dich eine Weile im *Python-Klub* aufgehalten hast.«

Tommy holte aus einem Wandschrank verschiedene Flaschen, zwei Gläser und einen Cocktail-Shaker.

»Fangen wir gleich an. Wir sind dir auf der Spur, lieber Raschler, und sind fest entschlossen, dich zur Strecke zu bringen!«

Es war nicht schwierig, die Bekanntschaft der Laidlaws zu machen. Tuppence und Tommy, jung, lebenslustig und offenbar reichlich mit Gütern gesegnet, wurden mit offenen Armen in den Kreis aufgenommen, der sich um die Laidlaws gebildet hatte.

Major Laidlaw war groß und blond, eine typisch englische Erscheinung, jovial und sportlich, wobei die kalten, berechnenden Augen und gewisse verstohlene Seitenblicke nicht ganz zu dieser Rolle passen wollten.

Er war ein sehr geschickter Kartenspieler, und Tommy bemerkte, daß er selten verlor, wenn die Einsätze hoch waren.

Marguerite Laidlaw war ein ganz anderer Typ. Ein entzückendes Geschöpf mit der Anmut einer Elfe und einem Köpfchen, wie von Greuze gemalt. Wie sie gebrochen Englisch sprach, war ganz reizend, und Tommys Meinung nach war es durchaus nicht verwunderlich, daß ihr die Männer zu Füßen lagen.

Sie schien sofort viel Gefallen an Tommy zu finden und, seiner Rolle getreu, ließ er sich gerne ins Schlepptau nehmen.

»Mein Tommy!« pflegte sie zu zwitschern, »ach, ich kann nicht ohne mein Tommy sein. Seine ’aare, sie sind wie die goldige Sonne am Abend, nicht wahr?«

Ihr Vater dagegen war ein finsterer Geselle. Sehr steif und korrekt, mit einem schwarzen Bärtchen und scheelen Blicken.

Tuppence war die erste, die einen Erfolg zu verzeichnen hatte. Sie kam zu Tommy mit zehn Einpfundnoten.

»Schau dir die Scheine an. Sie sind gefälscht, nicht wahr?«

Tommy untersuchte sie und bestätigte ihren Verdacht.

»Woher hast du sie?«

»Von dem jungen Jimmy Faulkner. Marguerite Laidlaw hat sie ihm gegeben, er soll für sie auf ein Pferd setzen. Ich bat ihn einfach, mir eine Zehnpfundnote zu wechseln.«

»Ganz neu und knisternd«, sagte Tommy nachdenklich. »Sie können nicht durch viele Hände gegangen sein. Der junge Faulkner ist wohl in Ordnung, wie?«

»Jimmy? Das ist ein lieber Kerl. Wir zwei sind dicke Freunde.«

»Ich habe es bemerkt«, sagte Tommy kühl. »Hältst du das wirklich für notwendig?«

»Oh, das gehört nicht zur Arbeit, es ist reines Vergnügen!« entgegnete Tuppence munter. »Er ist so ein netter Bengel! Ich bin froh, ihn den Klauen dieser Frau entrissen zu haben. Du ahnst nicht, wieviel Geld sie ihn schon gekostet hat.«

»Ich fürchte, er hat sich richtig in dich vernarrt.«

»Ich habe es mir auch schon gedacht. Es ist ein sehr

angenehmes Gefühl, wenn man weiß, daß man jung und anziehend ist, nicht wahr?«

»Dein Gefühl für Anstand und Moral läßt viel zu wünschen übrig. Du betrachtest diese Dinge von einem falschen Standpunkt aus.«

»Ich habe mich seit Jahren nicht mehr so gut amüsiert«, erklärte Tuppence schamlos. »Und übrigens, wie steht es mit dir? Ich habe dich in den letzten Tagen überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekommen. Steckst du nicht immerfort mit Marguerite Laidlaw zusammen?«

»Pflicht ist Pflicht«, sagte Tommy und lächelte gezwungen.

»Sie ist doch sehr reizvoll, nicht wahr?«

»Nicht mein Typ«, brummte Tommy. »Sie läßt mich vollkommen kalt.«

»Lügner!« Tuppence lachte. »Aber ich habe lieber einen Lügner zum Mann als einen Dummkopf.«

»Vielleicht müssen Ehemänner nicht unbedingt das eine oder das andere sein«, meinte Tommy.

Statt jeder Antwort warf sie ihm bloß einen mitleidigen Blick zu und zog sich zurück.

Im Schwarm von Mrs. Laidlaws Verehrern befand sich auch ein gewisser Hank Ryder, ein Mann ohne Titel, aber mit sehr viel Geld.

Mr. Ryder stammte aus Alabama; er erkor vom ersten Augenblick an Tommy zum Freund und Vertrauten.

»Was für eine prachtvolle Frau!« flüsterte er Tommy zu, indem er der schönen Marguerite mit demütigen Blicken folgte.

»Zum Platzen voll Kultur. *La gaie France* – unübertrefflich, wie? Wenn ich in ihrer Nähe bin, fühle ich, daß ich nichts als ein erster mißlungener Versuch von

unserem Herrgott bin, einen Menschen zu machen. Er hat wohl viel üben müssen, bevor er so ein Meisterstück wie dieses Prachtweib zustande gebracht hat.«

Ermuntert durch Tommys höfliche Zustimmung schüttete ihm Mr. Ryder sein ganzes Herz aus.

»Eigentlich eine Schande, daß eine so entzückende Person Geldsorgen hat!«

»Hat sie die?«

»Und ob sie sie hat! Ein komischer Kauz, dieser Laidlaw. Sie hat Angst vor ihm. Hat es mir selbst gesagt. Sie traut sich nicht, ihm ihre kleinen Extraausgaben zu gestehen.«

»Sind es *kleine* Ausgaben?« fragte Tommy.

»Klein – wie man es eben nimmt. Schließlich muß eine Frau sich anziehen, und je weniger sie anhat, desto teurer ist es. Und sie ist doch so eine hübsche Person; sie trägt nicht gern Kleider aus der vorigen Saison. Und spielen kostet Geld – das arme Ding hat wirklich Pech mit den Karten. Gestern erst habe ich ihr fünfzig Pfund abgewonnen.«

»Am Abend vorher hat sie Jimmy Faulkner um zweihundert Pfund erleichtert«, bemerkte Tommy trocken.

»So? Das tröstet mich ein bißchen. Übrigens scheinen hierzulande recht viele falsche Banknoten im Umlauf zu

Tommy brachte ihr die Hundertpfundnote, die sie verlangt hatte. In einer stillen Ecke untersuchte er dann die Scheine, die sie ihm ausgehändigt hatte: Mehr als ein Viertel davon war gefälscht.

Aber wer war der Lieferant? Die Frage stand noch offen. Dank Alberts Mitarbeit hatte Tommy die Gewißheit erlangt, daß es nicht Laidlaw war. Er war genau überwacht worden, aber ohne Ergebnis.

Tommy hatte Marguerites Vater in Verdacht, den mürrischen Monsieur Heroulade. Er fuhr auffallend oft zwischen Frankreich und England hin und her; was konnte es da Einfacheres geben, als die Banknoten mit herüberzubringen? Wahrscheinlich ein Doppelboden im Koffer oder so etwas.

Tommy schlenderte ganz in Gedanken vertieft die Straße entlang, als er plötzlich energisch in die unmittelbare Gegenwart zurückgerufen würde. Vor der Tür des Klubs stand Mr. Hank P. Ryder, und man konnte auf den ersten Blick erkennen, daß er nicht ganz nüchtern war. Er versuchte nämlich mit großer Ausdauer, seinen Hut auf dem Scheinwerfer seines Autos aufzuhängen, verfehlte aber jedesmal sein Ziel um ein paar Zentimeter.

»Dieser Hutständer, dieser verdammte Hutständer«, jammerte Mr. Ryder. »Nicht wie die in den Staaten. Dort kann man jeden Abend so viele Hüte aufhängen, wie man will! Sie – Sie tragen ja zwei Hüte! Der erste Mann, den ich sehe, der zwei Hüte auf dem Kopf trägt! Das liegt wohl am feuchten Klima!«

»Vielleicht habe ich auch zwei Köpfe«, sagte Tommy ernst.

»Ja, wirklich! Das ist aber sonderbar! Außerordentlich bemerkenswert. Wir wollen einen Cocktail trinken! Prohibition – Prohibition: hat mich auf den Hund

gebracht, die Probiererei. Ich bin wohl besoffen. Cocktails mischen – süße Küßchen – ach, Marguerite, herrliches Geschöpf! Liebst du mich auch ein bißchen, eh?«

Tommy unterbrach ihn.

»Schon gut«, sagte er beruhigend. »Wie wäre es mit dem Nachhausegehen?«

»Hab' kein Haus und kann nicht gehen«, sagte Mr. Ryder und weinte.

»In welchem Hotel sind Sie abgestiegen?«

»Ich kann nicht heimgehen«, sagte Mr. Ryder. »Muß auf die Jagd nach dem Schatz. Famose Sache. Sie hat es mich gelehrt.

Whitechapel – weiße Herzen, weiße Haare, Trauer bis zum Grabe –«

»Lassen wir das Grab beiseite – aber wo waren …«

Mr. Ryder gebärdete sich plötzlich höchst würdevoll: Er richtete sich auf und – o Wunder! Die Worte, die vorher wild durcheinanderpurzelten, schienen ihm wieder zu gehorchen.

»Junger Mann, hören Sie doch, was ich sage. Margee hat mich mitgenommen. In ihrem Wagen. Auf die Jagd nach dem Schatz. Das Lieblingsspiel der englischen Aristokratie. Unter den Kieselsteinen. Fünfhundert Pfund. So wahr ich da stehe.

Ich sage es Ihnen, junger Mann. Sie waren gut zu mir. Ihr Wohl liegt mir am Herzen, ja, am Herzen. Wir Amerikaner –«

Diesmal unterbrach ihn Tommy mitten im Satz.

»Was? Mrs. Laidlaw hat Sie im Wagen mitgenommen?«

Der Amerikaner nickte feierlich mit seinem Schafsgesicht.

»Nach Whitechapel?«

Wieder dieses Nicken.

»Und Sie haben fünfhundert Pfund dort gefunden?«

Mr. Ryder suchte krampfhaft nach Worten.

»Sie war es. Sie hat es gefunden«, verbesserte er Tommy. »Hat mich draußen gelassen. Vor der Tür. Immer läßt man mich draußen. Mein ewiges Schicksal. Draußen – immer draußen.«

»Würden Sie den Weg wiederfinden?«

»Ich glaube schon. Hank Ryder hat einen guten Orientierungssinn!«

Tommy zog ihn ohne viel Umstände zu seinem Wagen, und gleich darauf rollten sie ostwärts. Die kühle Luft wirkte belebend auf Mr. Ryder. Nachdem er eine Weile wie betäubt an Tommys Schulter gedöst hatte, erwachte er mit klarem Kopf und frischem Geist.

»Wo sind wir, mein Junge?«

»Whitechapel«, sagte Tommy kurz. »Ist es hier, wo Sie heute abend mit Mrs. Laidlaw waren?«

»Es kommt mir bekannt vor.« Mr. Ryder schaute um sich. »Ich glaube, wir sind hier irgendwo links eingebogen. Richtig – die Straße dort!«

Mister Ryder zeigte ihm die Richtung, und Tommy folgte gehorsam.

»Ganz richtig. Bestimmt. Und rechts hinein jetzt. Finden Sie die Gerüche nicht scheußlich? Ja, am Wirtshaus vorbei dort an der Ecke – scharf herum; und – stopp, dort am Ende der kleinen Allee. Übrigens – was wird eigentlich gespielt? Ist noch ein Schatz zu holen? Oder wollen wir den anderen ein Schnippchen schlagen?«

»Sie haben es erraten: Wir werden ihnen ein Schnippchen schlagen«, sagte Tommy. »Das wird ein Spaß, wie?«

»Famos! Obwohl ich, offen gestanden, die ganze Sache nicht recht begreife.«

Tommy stieg aus dem Wagen und half auch Mr. Ryder beim Aussteigen. Sie betraten eine kleine Gasse. Links sah man die Rückwände einiger baufälliger Häuser, deren Hintertüren fast alle auf diese Gasse hinausführten. Mr. Ryder hielt vor einer dieser Türen.

»Hier ist sie hineingegangen«, erklärte er. »Es war diese Tür – todsicher war es diese.«

»Sie sehen alle gleich aus«, sagte Tommy. »Das erinnert mich an die Geschichte von dem Soldaten und der Prinzessin. Kennen Sie die Geschichte? Die Büttel malten ein Kreuz an die Türe, um den Soldaten des Königs zu zeigen, wo die Prinzessin sich versteckt hielt. Sollen wir es auch so machen?«

Lachend zog er ein Stück Kreide aus der Tasche und malte mit raschen Strichen ein Kreuz ganz unten auf die Türe. Dann blickte er zu den vielen Schatten auf, die sich hoch oben auf den Dachfirsten und Mauern bewegten. Ein herzzerreißendes Jaulen begrüßte sie, daß ihnen das Blut in den Adern stockte.

»Menge Katzen hier in der Gegend«, bemerkte Tommy fröhlich.

»Wie verfahren wir?« fragte Mr. Ryder. »Gehen wir hinein?«

»Ja, mit der gebotenen Vorsicht!«

Er suchte mit den Augen rechts und links den Weg ab und versuchte dann, vorsichtig die Tür zu öffnen. Sie gab nach.

Er stieß sie auf und blickte in einen dunklen Hof. Tommy durchschritt ihn geräuschlos, Mr. Ryder immer dicht hinter ihm.

»He!« flüsterte dieser plötzlich. »Jemand kommt die Gasse entlang! Ich gehe mal nachsehen.«

Tommy stand einen Augenblick still; da nichts zu hören war, schritt er weiter. Eine Sekunde lang ließ er seine Taschenlampe aufleuchten; so fand er seinen Weg bis zu einer verschlossenen Tür auf der anderen Seite des Hofes. Auch diese gab seinem Druck nach; er öffnete sie leise und trat ein.

Abermals stand er still und horchte. Dann knipste er die Taschenlampe wieder an. In diesem Augenblick schien der ganze Raum um ihn lebendig zu werden. Zwei Männer standen plötzlich vor ihm, zwei hinter ihm. Sie umringten und überwältigten ihn.

»Licht!« knurrte eine Stimme.

Eine Petroleumlampe wurde angezündet. In ihrem Licht sah Tommy viele unsympathische Gesichter, die ihn feindselig anstarrten. Seine Blicke wanderten im Raum umher und blieben auf einigen Gegenständen haften, deren Verwendungszweck ihm sofort einleuchtete.

»Oh«, sagte er freundlich, »wenn ich mich nicht irre, bin ich im Hauptquartier der Falschmünzer!«

»Halt die Schnauze!« brummte einer der Männer.

Die Tür hinter Tommy öffnete und schloß sich gleich wieder, und eine frohlockende, ihm wohlbekannte Stimme begann zu sprechen.

»In die Falle gegangen! So ist es recht. Nun, Sie Meisterdetektiv, genug geschnüffelt für ein Weilchen?«

»Wie treffend gesagt! Ja, ich bin der Mann, der Scotland Yards Vertrauen genießt. Ach, das ist ja unser Mr. Hank Ryder! So eine Überraschung!«

»Ich vermute, Sie sind wirklich überrascht. Was habe ich heute schon den ganzen Abend über Sie gelacht. Wie ein

kleines Kind haben Sie sich herlocken lassen und dachten noch, Sie seien Gott weiß wie klug! Ja, mein Söhnchen, ich habe Sie von Anfang an durchschaut! Sie haben sich nicht zu Ihrem Vergnügen mit dieser Clique eingelassen. Ich habe Sie erst ein wenig herumspielen lassen, aber als die schöne Marguerite Ihnen wirklich verdächtig zu werden begann, da habe ich mir gesagt: Der Moment ist gekommen, ihn in sein eigenes Messer laufen zu lassen. Ich fürchte, Ihre Freunde werden eine Zeitlang nichts von Ihnen hören.«

»Sie wollen mich umlegen?«

»Hut ab, Sie haben Mut. Nein, wir werden Ihnen nicht gleich den Hals umdrehen. Wir wollen Sie nur in Gewahrsam nehmen. Schutzhaft nennt man das doch bei Ihnen, nicht wahr?«

»Ich fürchte, Sie machen sich falsche Hoffnungen«, sagte Tommy. »Ich habe nicht die Absicht, mich in Schutzhaft nehmen zu lassen, wie Sie das zu nennen belieben.«

Mr. Ryder lächelte herablassend. Draußen miaute eine Katze melancholisch den Mond an.

»Sie zählen wohl auf das Kreuz, das Sie an die Tür gemalt haben, eh? An Ihrer Stelle würde ich mich nicht darauf verlassen. Denn ich kenne die Geschichte, von der Sie sprachen.

Man hat mir das Märchen von dem Soldaten mit dem Feuerzeug erzählt, als ich noch ein kleiner Junge war. Ich ging zurück auf die Gasse, um die Rolle des Hundes zu übernehmen – Sie wissen schon, welchen ich meine: den mit den Augen so groß wie Wagenräder. Wenn Sie jetzt draußen auf der Gasse stünden, würden Sie entdecken, daß jede Tür mit dem gleichen Kreuz bezeichnet ist.«

Tommy ließ den Kopf hängen.

»Sie haben sich wohl für furchtbar klug gehalten, wie?« lachte Ryder.

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als lautes Pochen an der Tür erklang.

»Was ist los?« rief Ryder erschrocken.

Zugleich begann ein Angriff gegen die Vordertür des Hauses.

Die Hintertür war kein nennenswertes Hindernis. Der Riegel gab sehr schnell nach, und Inspektor Marriot erschien im Türrahmen.

»Gut gebrüllt, Löwe!« sagte Tommy. »Sie hatten ganz recht mit dem Viertel, Marriot. Erlauben Sie mir, Ihnen Mr. Hank Ryder vorzustellen, der alle Märchen von Andersen kennt.«

Und zu Mr. Ryder gewendet, erklärte er freundlich:

»Ja, ich hatte einen gewissen Verdacht gegen Sie. Albert – der Junge, der sich so wichtig tut und so große Ohren hat – hatte Befehl, uns auf dem Motorrad zu folgen, wann immer es uns einfallen sollte, zusammen auf eine Vergnügungsfahrt zu gehen. Und während ich großtuerisch das Kreuz an die Tür malte, um Ihre Aufmerksamkeit abzulenken, leerte ich gleichzeitig ein Fläschchen Baldrian auf den Boden. Ein widerlicher Geruch, aber Katzen lieben ihn. Alle Katzen der Nachbarschaft waren versammelt, um Albert und der Polizei das richtige Haus zu bezeichnen.«

Mr. Ryder saß da, als hätte ihn der Schlag getroffen. Tommy stand auf und bemerkte lächelnd:

»Ich sagte, ich kriege dich, Raschler, und jetzt habe ich dich!«

»Was reden Sie da? Ich verstehe kein Wort. Raschler – was heißt das?«

»Sie können es unter Buchstaben R im nächsten Kriminallexikon nachschlagen«, sagte Tommy. »Etymologie ungewiß.«

Er blickte sich zufrieden um.

»Gute Nacht, Marriot. Ich muß jetzt weg – das glückliche Ende der Geschichte erwartet mich. Die Liebe einer schönen Frau ist die beste Belohnung. Und meine Frau erwartet mich zu Hause mit ihrer Liebe – das heißt, ich hoffe es wenigstens.

Heutzutage weiß man das nie. Das war ein sehr gefährlicher Auftrag, Marriot. Kennen Sie den jungen Jimmy Faulkner?

Ein hervorragender Tänzer! Und die Cocktails, die er zu mixen versteht …! Ja, Marriot, es war eine sehr gefährliche Arbeit.«

10

»Mein lieber Junge, mein lieber Junge«, sagte Tuppence und schwenkte ein dick belegtes Brötchen.

Tommy sah sie einen Augenblick an, dann verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen und er murmelte:

»Man kann nie vorsichtig genug sein!«

»Ganz richtig!« rief Tuppence begeistert. »Du hast es erraten. Ich bin der berühmte Dr. Fortune, und du bist Oberinspektor Bell.«

»Warum bist du heute Reginald Fortune?«

»Genau genommen, weil ich Appetit auf frischgebackene Brötchen habe.«

»Das ist die angenehme Seite der Sache«, meinte Tommy.

»Aber ich denke an die andere: Du wirst reihenweise grausam zugerichtete Gesichter und Leichen zu beschauen haben.«

Als Antwort warf ihm Tuppence einen Brief über den Tisch zu. Tommys hochgezogene Augenbrauen drückten sein Erstaunen aus.

»Randolph Wilmott, der amerikanische Botschafter. Ich wüßte gern, was der von uns will.«

»Morgen um elf werden wir es wissen.«

Pünktlich zur angegebenen Stunde wurde Mr. Randolph Wilmott, Botschafter der Vereinigten Staaten am Hofe St. James, in Mr. Blunts Büro geführt. Er räusperte sich und begann in wohlgesetzten Worten zu sprechen:

»Ich bin zu Ihnen gekommen, Mr. Blunt – ich spreche

doch mit Mr. Blunt persönlich, nicht wahr?«

»Gewiß«, sagte Tommy. »Ich bin Theodor Blunt, der Direktor der Firma.«

»Ich verhandle immer gern mit den leitenden Leuten persönlich«, erklärte Mr. Wilmott. »Es gewährt in jeder Weise mehr Befriedigung. Was ich sagen wollte, Mr. Blunt – diese Geschichte geht mir auf die Nerven. Sie ist nicht ernst genug, um Scotland Yard in Bewegung zu setzen – ich habe keinen Penny bei der Sache verloren, und das Ganze ist wahrscheinlich nichts als ein Irrtum. Aber ich sehe nicht so recht, wie dieser Irrtum zustande gekommen ist. Es handelt sich nicht um ein Verbrechen, nehme ich an, aber ich möchte der Geschichte trotzdem auf den Grund gehen. Es regt mich auf, wenn ich eine Sache nicht verstehen kann.«

»Durchaus«, sagte Tommy.

Mr. Wilmott sprach weiter, langsam und gemessen mit großer Ausführlichkeit. Endlich gelang es Tommy, auch einmal zu Wort zu kommen.

»Durchaus«, sagte er. »Wenn ich recht verstehe, ist die Sache so: Sie sind vor einer Woche mit dem Überseedampfer *Nomadic* in England eingetroffen. Irgendwie ist Ihr Handkoffer mit dem eines anderen Herrn, Mr. Ralph Westerham, dessen Namen die gleichen Initialen hat wie der Ihre, vertauscht worden. Sie nahmen Mr. Westerhams Handkoffer und er den Ihren. Mr. Westerham entdeckte den Irrtum sofort, schickte Ihren Koffer in die Botschaft und ließ seinen eigenen abholen. Stimmt es soweit?«

»Ja, genau so hat es sich abgespielt. Die beiden Handkoffer sahen sich offensichtlich zum Verwechseln ähnlich, und da auch die Initialen R. W. die gleichen waren, konnte ein Irrtum leicht passieren. Ich selbst wußte nichts von der Sache, bis mein Diener mir davon

berichtete und mitteilte, daß Mr. Westerham – er ist Senator und ein Mann, für den ich größte Hochachtung empfinde – mir meinen Koffer zurückgeschickt habe und seinen dafür abholen ließ.«

»Ich verstehe nicht genau, was –«

»Sie werden gleich verstehen. Das ist erst der Anfang. Gestern bin ich zufällig mit Senator Westerham zusammengetroffen und habe die Sache im Scherz erwähnt. Zu meiner größten Überraschung schien er nicht zu wissen, wovon ich sprach, und als ich es ihm erklärte, stritt er die ganze Angelegenheit energisch ab! Sein Koffer war nicht mit dem meinen verwechselt worden – es war überhaupt kein derartiger Handkoffer unter seinem Reisegepäck gewesen.«

»Wie merkwürdig!«

»Ja, Mr. Blunt, es ist wirklich eine merkwürdige Sache. Ich kann mir keinen Vers darauf machen. Wenn jemand meinen Koffer stehlen wollte, wäre das ganz leicht zu bewerkstelligen gewesen – ohne all das Getue. Und man hat ihn ja gar nicht gestohlen, sondern heil und ganz zurückerstattet. Andrerseits, wenn man ihn aus Versehen genommen hat – wozu dann die Berufung auf Senator Westerham? Es ist eine verrückte Geschichte – aber der Neugier halber möchte ich ihr gerne auf den Grund gehen. Ich hoffe, der Fall ist Ihnen nicht zu albern, um sich seiner anzunehmen?«

»Durchaus nicht. Es ist ein interessanter kleiner Vorfall, der sich vielleicht, wie Sie schon sagten, ganz einfach erklären läßt, dessen Umstände aber doch zu denken geben. Vor allem müßten wir herausfinden, *warum* die Koffer vertauscht wurden, wenn hier überhaupt eine absichtliche Verwechslung stattfand. Sie sagen, daß vom Inhalt Ihres Handkoffers nichts fehlte, als er Ihnen wieder

zugestellt wurde?«

»Mein Diener behauptete, es sei alles in Ordnung gewesen. Er muß es wissen.«

»Was war darin, wenn ich fragen darf?«

»Hauptsächlich Schuhe.«

»Schuhe!« sagte Tommy entmutigt.

»Ja«, sagte Mr. Wilmott. »Schuhe – sonderbar – wie?«

»Verzeihen Sie die Frage, aber waren nicht Geheimakten oder dergleichen in ein Schuhfutter eingenäht oder in einen hohlen Absatz gepreßt worden?«

Den Botschafter schien die Frage zu amüsieren.

»Ich hoffe, die Geheimdiplomatie ist nicht so weit heruntergekommen.«

»Nur in Romanen«, erwiderte Tommy und lächelte ein wenig verlegen zurück. »Aber wir müssen doch irgendeinen Grund finden! Wer hat den Koffer abgeholt – den vertauschten Koffer, meine ich?«

»Wir hielten ihn für Westerhams Diener. Angeblich ein einfacher, schweigsamer Mann. Mein Diener hatte nichts an ihm auszusetzen.«

»War der Koffer bei Ihnen ausgepackt worden?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht. Aber wenn Sie vielleicht den Diener ausfragen wollen? Er kann Ihnen bessere Auskunft geben als ich.«

»Ich glaube, das wäre wohl das Beste, Mr. Wilmott.«

Der Botschafter kritzelte ein paar Worte auf eine Visitenkarte und gab sie Tommy.

»Sie kommen doch sicherlich selbst in die Botschaft, um nachzuforschen? Sonst schicke ich Ihnen den Mann in die Agentur. Er heißt übrigens Richards.«

»Nein, danke, Mr. Wilmott. Ich gehe lieber selbst in die

Botschaft.«

Der Botschafter sah auf die Uhr und sprang auf.

»Oh, ich komme schon zu spät zu meiner Verabredung. Auf Wiedersehen, Mr. Blunt, ich lege die Sache vertrauensvoll in Ihre Hände.«

Er eilte hinaus. Tommy schaute zu Tuppence hinüber, die als tüchtige Miss Robinson in ihrer Ecke das Stenogramm aufgenommen hatte.

»Was hältst du davon?« fragte er. »Kannst du dir einen Vers darauf machen, wie unser prominenter Klient so schön sagt?«

»Nicht den geringsten.«

»Gut, das ist jedenfalls ein Ausgangspunkt. Es zeigt, daß wirklich etwas Ernstes dahintersteckt.«

»Gaubst du?«

»Es ist eine allgemein verbreitete Theorie, daß die Paradoxie immer verdächtig ist. Erinnere dich an Sherlock Holmes und wie tief die Butter in die Petersilie eingesunken war – oder vielmehr umgekehrt. Ich wollte brennend gern etwas Näheres über diesen Fall wissen. Vielleicht wird ihn Watson eines Tages aus seinem Tagebuch ausgraben. Dann kann ich glücklich sterben. Aber jetzt müssen wir an die Arbeit!«

»Ganz richtig«, sagte Tuppence. »Ein wenig begriffsstutzig, der ehrenwerte Mr. Wilmott, aber solide.«

»Sie kennt die Menschen. Oder sollte ich sagen *er* kennt die Menschen? Es ist so verwirrend, wenn du die Rolle eines männlichen Detektivs übernimmst!«

»Oh, mein lieber Junge, mein lieber Junge!«

»Mehr Taten, Tuppence, und weniger Wiederholungen!«

»Ein klassischer Satz kann nicht oft genug wiederholt werden«, entgegnete sie würdevoll.

»Iß ein Brötchen«, sagte Tommy freundlich.

»Nicht um elf Uhr morgens, danke sehr. Schuhe – dumme Sache das; warum Schuhe?«

»Nun«, sagte Tommy, »warum keine Schuhe?«

»Das gibt keinen Sinn – Schuhe!« Sie schüttelte den Kopf.

»Ganz verrückt: Wer stiehlt schon gebrauchte Schuhe von seinem Nachbarn? Was für ein Unsinn!«

»Vielleicht haben sie doch den falschen Koffer erwischt?« schlug Tommy vor.

»Kann sein. Aber wenn sie tatsächlich auf der Suche nach Dokumenten waren, hätten sie doch eigentlich eine Aktentasche stehlen müssen. Und außer Geheimpapieren hat ein Botschafter nichts bei sich, was sich zu stehlen lohnte.«

»Bei Schuhen denkt man an Fußspuren«, sagte Tommy nachdenklich. »Glaubst du, sie wollten irgendwo eine falsche Fährte mit Wilmotts Schuhen legen?«

Tuppence vergaß ihre Rolle und erwog Tommys Vorschlag. Schließlich schüttelte sie den Kopf.

»Das ist absurd. Nein, ich fürchte, wir müssen uns damit abfinden, daß die Schuhe nichts mit der Sache zu tun haben.«

»Schön«, seufzte Tommy. »Dann wollen wir zunächst einmal unseren Freund Richards interviewen. Vielleicht kann er etwas Licht in das Dunkel bringen.«

Mit Hilfe der Visitenkarte des Botschafters konnte Tommy ungehindert die Botschaft betreten, und ein blasser junger Mann mit respektvollen Manieren und einer unterwürfigen Stimme stellte sich zum Verhör.

»Ich bin Richards, Sir, Mr. Wilmotts Diener. Sie wollten mich sprechen?«

»Ja, Richards. Mr. Wilmott war heute morgen bei mir und bat mich, in die Botschaft zu kommen und ein paar Fragen mit Ihnen zu klären. Es handelt sich um die Geschichte mit dem Handkoffer.«

»Mr. Wilmott hatte sich sehr über die Sache geärgert, ich weiß, Sir. Ich verstehe allerdings nicht ganz, warum, da kein Schaden angerichtet wurde. Ich verstand ganz deutlich den Namen von Senator Westerham, als der Bote kam, um den vertauschten Koffer abzuholen – aber ich kann mich natürlich geirrt haben.«

»Wie sah der Mann aus?«

»Ein Mann über vierzig. Grauhaarig. Sehr gute Manieren, meiner Ansicht nach. Höchst anständig. Er war Senator Westerhams Diener, soviel ich weiß. Er ließ Mr. Wilmotts Koffer hier und trug den anderen fort.«

»War der Koffer ausgepackt worden?«

»Welcher, Sir?«

»Ich meine den Koffer, den Sie vom Schiff mitgebracht haben. Ich möchte diese Frage aber auch auf den anderen, Mr. Wilmotts eigenen Koffer, beziehen. Gab es Anzeichen dafür, daß Mr. Wilmotts Koffer inzwischen ausgepackt worden war?«

»Ich glaube nicht, Sir. Es war alles noch so, wie ich es auf dem Schiff verpackt hatte. Meiner Meinung nach hat der Herr, der den Koffer vertauscht hat, ihn bloß geöffnet, entdeckt, daß er nicht ihm gehörte, und ihn wieder geschlossen.«

»Es fehlte nichts? Auch keine Kleinigkeit?«

»Ich glaube nicht, Sir. Nein, ganz bestimmt nicht.«

»Und nun zum anderen Koffer. Hatten Sie schon begonnen, ihn auszupacken?«

»Genau gesagt, Sir, ich war gerade dabei, ihn

aufzumachen, als Senator Westerhams Diener kam. Ich hatte eben die Riemen gelöst.«

»Haben Sie in den Koffer hineingeschaut?«

»Wir haben zusammen den Deckel hochgehoben, um uns zu überzeugen, daß diesmal kein Irrtum mehr möglich war. Der Mann sagte, es sei alles in Ordnung, schnallte ihn wieder zu und trug ihn fort.«

»Was war drin? Auch Schuhe?«

»Nein, Sir, hauptsächlich Toilettengegenstände, glaube ich. Ich habe zum Beispiel eine Dose Badesalz gesehen.«

Tommy wechselte das Thema.

»Hat jemand auf dem Schiff in der Kabine des Botschafters herumgestöbert?«

»O nein, Sir!«

»Ist Ihnen nichts aufgefallen? Nichts Verdächtiges oder Ungewöhnliches?«

Ich wüßte selbst gern, was ich damit meine, dachte Tommy amüsiert. Nichts »Verdächtiges« – leeres Geschwätz! Aber der Mann vor ihm zögerte mit seiner Antwort. »Jetzt, da Sie mich darauf aufmerksam machen –«

»Ja?« fragte Tommy schnell.

»Ich glaube nicht, daß es irgend etwas damit zu tun haben kann – aber da war eine junge Dame –«

»Ja? Eine junge Dame, sagten Sie? Und was hat sie getan?«

»Sie fiel in Ohnmacht, Sir. Eine reizende junge Dame, Miss Eileen O'Hara hieß sie. Sehr klein und zierlich, mit schwarzen Haaren. Sie sah ein bißchen ausländisch aus.«

»Ja, und?« drängte Tommy.

»Wie gesagt, es wurde ihr übel. Gerade vor Mr. Wilmotts Kabine. Sie bat mich, den Arzt zu rufen. Ich

brachte sie bis zum Sofa und machte mich dann auf den Weg, um den Arzt zu suchen. Es dauerte eine Weile, bis ich ihn fand, und als ich ihn dann in die Kabine brachte, hatte die junge Dame sich schon wieder erholt.«

»Aha!« sagte Tommy.

»Sie denken doch nicht, Sir –«

»Ich weiß noch nicht, was ich denken soll«, erwiderte Tommy unverbindlich. »Reiste diese Miss O'Hara allein?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Haben Sie sie nach der Landung noch einmal gesehen?«

»Nein, Sir.«

Ein paar Minuten lang saß Tommy schweigend da und hing seinen Gedanken nach. Dann sagte er:

»Ich glaube, das ist alles. Vielen Dank, Richards.«

In das Büro der Detektivagentur zurückgekehrt, erzählte Tommy seiner Frau das Gespräch, das er mit Richards gehabt hatte.

Tuppence hörte aufmerksam zu.

»Was hältst du davon, Tuppence?«

»Oh, mein lieber Junge, wir Ärzte sind diesen plötzlichen Ohnmachtsanfällen gegenüber immer sehr skeptisch. Sie sind so furchtbar bequem. Und Eileen O'Hara – ein sehr ungewöhnlicher irischer Name, findest du nicht auch?«

»Wenigstens eine Spur, der wir nachgehen können. Weißt du, was ich tun werde? Ich gebe eine Anzeige auf.«

»Wie bitte?«

»Ja. Ich werde um Auskünfte über eine gewisse Miss

Eileen O'Hara bitten, die an dem und dem Tag mit dem und dem Schiff in England angekommen ist. Entweder antwortet sie selbst, wenn sie nichts zu verheimlichen hat, oder sie schickt einen Boten, um uns Auskunft zu geben. Vielleicht kommen wir dann mit unseren Ermittlungen weiter.«

»Oder wir erreichen das Gegenteil und warnen diese Frau, so daß sie vor uns auf der Hut sein wird.«

»Tja«, sagte Tommy, »etwas muß man eben riskieren.«

»Ich kann immer noch nicht verstehen, warum man die Koffer vertauscht hat«, sagte sie stirnrunzelnd. »Was für einen Vorteil verspricht sich ein Dieb davon, einen Diplomatenkoffer für zwei Stunden auszuleihen, um ihn dann unversehrt zurückzuerstatten? Wenn der Koffer Dokumente enthalten hätte, die man fotografieren wollte, hätte die Verwechslung einen Sinn – aber Mr. Wilmott hat uns ausdrücklich erklärt, daß der Koffer keine Dokumente enthielt.«

Tommy starrte sie nachdenklich an.

»Ausgezeichnet, Tuppence. Du hast mich auf eine Idee gebracht.«

Zwei Tage waren inzwischen vergangen. Tuppence war zum Essen gegangen, und Tommy saß allein an seinem Schreibtisch in Mr. Blunts Büro. Er war gerade mit der Lektüre des neuesten Kriminalromans beschäftigt, um sich in seinem Beruf weiterzubilden.

Die Bürotür ging auf, und Albert erschien auf der Schwelle.

»Eine junge Dame wünscht Sie zu sprechen, Sir. Miss Cicely March. Sie sagt, sie käme auf eine Anzeige hin.«

»Führ sie sofort herein!« rief Tommy aufgeregt und warf

seinen Roman in die Schublade.

Eine Minute später führte Albert die junge Frau in das Büro.

Tommy hatte gerade festgestellt, daß sie blond und äußerst anziehend war, als etwas Verblüffendes passierte.

Die Tür, durch die Albert eben verschwunden war, wurde aufgerissen und ein neuer Gast stürzte ins Zimmer – ein großer, dunkler Mann von südländischem Typus. Seine Züge waren verzerrt vor Wut. Er trug eine rote Krawatte und in seiner Hand blitzte eine Pistole.

»Das also ist das Büro dieses Schnüfflers«, sagte er in tadellosem Englisch. Seine Stimme war leise und wütend. »Hände hoch – oder ich lege Sie um!«

Es klang nicht wie eine leere Drohung. Tommys Hände fuhren gehorsam hoch. Die junge Frau wich bis zur Wand zurück und schrie entsetzt auf, als der Mann die Waffe hob.

»Diese junge Dame wird mit mir kommen«, sagte der Mann barsch. »Keine Widerrede, mein Liebling. Sie haben mich zwar noch nie gesehen – aber das tut nichts zur Sache. Ich lasse meine Pläne nicht durch eine vorlaute junge Gans durchkreuzen. Wenn ich mich nicht irre, waren Sie ein Passagier auf der *Nomadic*. Sie haben wahrscheinlich Ihre Nase in Dinge gesteckt, die Sie nichts angingen. Aber ich werde verhindern, daß Sie hier vor Mr. Blunt Geheimnisse ausplappern. Ein sehr gerissener Herr, dieser Mr. Blunt. Möchte uns mit seiner Anzeige eine Falle stellen! Aber zufällig lese ich auch Anzeigen!«

»Sehr interessant, was Sie da erzählen«, sagte Tommy. »Möchten Sie nicht fortfahren?«

»Unverschämtheit hilft Ihnen nichts, Mr. Blunt! Von nun an werden wir jeden Ihrer Schritte überwachen. Kümmern Sie sich nicht mehr um unsere Angelegenheiten – dann

werden auch wir Sie in Ruhe lassen. Sonst – wehe Ihnen! Wer unsere Pläne durchkreuzt, wird nicht mehr lange unter den Lebenden weilen.«

Tommy gab keine Antwort. Er starrte über die Schulter des Eindringlings, als sähe er ein Gespenst.

In der Tat erblickte er etwas, das ihn viel mehr erschreckte als ein Gespenst. Er hatte Albert vollständig vergessen. Er dachte, daß der Fremde zuerst Albert im Vorzimmer unschädlich gemacht hatte, ehe er in sein Büro kam. Er hatte vermutet, daß Albert geknebelt und gefesselt auf dem Teppich im Vorzimmer lag.

Jetzt aber entdeckte er, daß Albert wie durch ein Wunder unbemerkt geblieben war. Statt jedoch nach guter englischer Sitte einen Polizisten zu holen, hatte der Junge beschlossen, auf eigene Faust zu handeln. Die Tür hinter dem Fremden hatte sich geräuschlos geöffnet, und Albert stand auf der Schwelle, ein Tau um Arm und Schulter gerollt.

Tommy wollte ihm noch ein beschwörendes »Halt« zurufen, aber es war bereits zu spät. In wilder Begeisterung schleuderte Albert eine Schlinge über den Kopf des Eindringlings und riß ihn nach hinten zu Boden.

Das Unvermeidliche geschah. Die Pistole ging donnernd los und Tommy fühlte einen stechenden Schmerz am linken Ohr, während sich die Kugel hinter ihm in die Wand bohrte.

»Ich habe ihn, Sir!« schrie Albert, puterrot vor Aufregung.

»Mit dem Lasso hab’ ich ihn erwischt! In meinen freien Stunden habe ich mich im Lassowerfen geübt, Sir. Können Sie mir helfen? Er will sich noch nicht ergeben!«

Tommy eilte seinem treuen Diener zu Hilfe, fest entschlossen, Albert in Zukunft keine freie Zeit mehr zu

lassen.

»Verdammter Esel!« sagte er. »Warum hast du keinen Polizisten geholt? Wegen deiner Dummheit hätte er mir um ein Haar ein Loch in den Kopf geschossen. Brrr! So knapp bin ich noch nie davongekommen!«

»Habe ich ihn nicht im richtigen Augenblick auf den Rücken gelegt?« sagte Albert, dessen Begeisterung durchaus nicht gedämpft war. »Fabelhaft, was diese Burschen im Wilden Westen mit ihren Lassos fertigbringen!«

»Ganz richtig«, sagte Tommy. »Nur sind wir hier nicht im Wilden Westen, sondern in einer hochzivilisierten Stadt.«

Dann wandte er sich seinem niedergeworfenen Freund zu:

»Und Sie, mein Lieber, was werden wir mit Ihnen anfangen?«

Als Antwort entströmte dem Mund des Mannes eine Flut von Verwünschungen.

»Ruhe!« sagte Tommy. »Ich verstehe zwar kein Wort, aber ich habe den Eindruck, daß es keine Ausdrücke sind, die man in Anwesenheit einer Dame gebrauchen darf. Sie müssen ihn entschuldigen, Miss – ach, in der Aufregung dieses kleinen Zwischenfalls habe ich Ihren Namen ganz vergessen!«

»March«, sagte die Frau. Sie war noch ganz blaß, und ihre Hände zitterten. Aber sie kam jetzt aus ihrer Ecke und stellte sich neben Tommy: Beide blickten auf den Fremden hinunter, der gefesselt auf dem Fußboden lag. »Was werden Sie mit ihm machen?« fragte sie leise.

»Jetzt könnte ich ja die Polizei rufen!« schlug Albert hilfsbereit vor.

Aber Tommy, der im Aufblicken ein leichtes Kopfschütteln der Frau bemerkt hatte, gab dementsprechend seine Weisungen:

»Wir wollen ihn diesmal laufen lassen«, sagte er. »Trotzdem kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, ihn mit einem tüchtigen Fußtritt die Treppe hinunterzubefördern – schon um ihm zu zeigen, wie man sich in Gesellschaft von Damen zu benehmen hat.«

Er entfernte den Strick, zerrte den Mann auf die Füße und schob ihn durch das Vorzimmer auf die Treppe hinaus.

Man hörte ein lautes Gebrüll und dann einen dumpfen Aufprall. Lächelnd und sich die Hände reibend kam Tommy in das Zimmer zurück.

Die Frau starrte ihn mit großen Augen an.

»Haben Sie ihm – weh getan?«

»Ich hoffe es«, sagte Tommy. »Aber diese Südländer schreien ja schon, ehe man sie anfaßt. Vielleicht ist ihm überhaupt nichts passiert. Kommen Sie, Miss March, wir wollen unser unterbrochenes Gespräch wieder aufnehmen. Ich glaube, daß wir keine neuen Überraschungen mehr zu befürchten haben.«

»Ich halte für alle Fälle mein Lasso bereit«, sagte Albert eifrig.

»Räum es weg!« befahl Tommy streng.

Er folgte der jungen Frau ins Büro und nahm ihr gegenüber hinter seinem Schreibtisch Platz.

»Ich weiß wirklich nicht, wo ich anfangen soll«, sagte Miss March. »Ich war, wie Ihnen dieser Mann schon gesagt hat, Passagier auf der *Nomadic*. Miss O'Hara, die Dame, nach der Sie sich in Ihrer Anzeige erkundigen, war auch an Bord.«

»Ja«, sagte Tommy, »das wissen wir schon. Aber ich vermute, daß Sie auch wissen, was sie an Bord dieses Schiffes getan hat – sonst hätte der aufgeregte Herr von vorhin sich nicht so damit beeilt, gewaltsam einzugreifen.«

»Ich will Ihnen ja alles sagen. Der amerikanische Botschafter war auch auf dem Schiff. Als ich eines Morgens an seiner Kabine vorbeikam, sah ich, daß diese Frau in der Kabine war und etwas so Ungewöhnliches tat, daß ich stehenblieb, um sie zu beobachten. Sie hatte einen Männerschuh in der Hand –«

»Einen Schuh?« schrie Tommy aufgeregt. »Verzeihen Sie, Miss March. Bitte erzählen Sie weiter!«

»Sie war gerade dabei, mit einer kleinen Schere das Innenfutter aufzuschlitzen. Dann schob sie etwas in den Schlitz hinein. In diesem Augenblick kam der Schiffsarzt mit einem anderen Mann den Gang entlang. Sofort warf sich die Frau in der Kabine auf das Sofa und stöhnte. Ich wartete und horchte. Aus der Unterhaltung entnahm ich, daß die junge Frau einen Ohnmachtsanfall vorgeschützt hatte – ich sage vorgeschützt, denn als ich sie sah, war sie vollkommen gesund.«

Tommy nickte. »Ja, und?«

»Es ist mir sehr peinlich, wenn ich Ihnen heute gestehen muß, daß ich – neugierig war. Wissen Sie, ich erinnerte mich an die vielen Romane, die ich gelesen habe, und fragte mich, ob die Frau eine Bombe oder eine vergiftete Nadel in Mr. Wilmotts Schuh getan hatte. Ich weiß, es klingt absurd – aber ich habe das wirklich gedacht. Jedenfalls – als ich das nächstemal an der leeren Kabine vorüberkam, schlüpfte ich schnell hinein und untersuchte den Schuh. Im Futter steckte ein zusammengefaltetes Stück Papier. Ich zog es heraus, und in diesem Augenblick

hörte ich den Steward kommen. Ich eilte aus der Kabine, um nicht erwischt zu werden. Das Papier hielt ich immer noch in der Hand. Erst in meiner Kabine konnte ich es näher betrachten, Mr. Blunt – es waren nur ein paar Sprüche aus der Bibel!«

»Bibelsprüche?« fragte Tommy verblüfft.

»Ja – es standen nur Bibelsprüche auf dem Papier. Ich konnte mir das alles nicht erklären und glaubte, daß die Frau an religiösem Wahnsinn litt, der sie zu dieser Tat veranlaßt hatte.

Jedenfalls hielt ich es nicht mehr für nötig, das Papier wieder in die Kabine zurückzubringen. Ich behielt es, ohne mehr daran zu denken, bis ich gestern ein kleines Schiffchen für meinen Neffen daraus machte, damit er sich in der Badewanne die Zeit vertreiben konnte. Als das Papier naß wurde, sah ich plötzlich, daß es mit merkwürdigen Zeichen bedeckt war. Ich nahm es schnell aus dem Wasser und strich es glatt. Durch die Feuchtigkeit war eine geheime Botschaft ans Licht gekommen. Es war eine Art Plan – es sah aus wie – wie eine Hafeneinfahrt. Kurz danach las ich Ihre Anzeige.«

Tommy sprang von seinem Stuhl auf.

»Das ist ja ungeheuer interessant! Jetzt verstehe ich alles! Es handelt sich wahrscheinlich um den Plan einer wichtigen Hafenbefestigung, den diese Frau gestohlen hat. Sie glaubte vielleicht, jemand sei ihr auf der Spur – deswegen hatte sie sich dieses Versteck ausgedacht, weil sie nicht wagte, den Plan in ihrem eigenen Gepäck zu verstecken. Dann eignete sie sich den Koffer an, in dem der Schuh verpackt war. Sagen Sie, Miss March, Sie haben das Blatt doch mitgebracht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Es ist in meinem Geschäft. Ich habe einen Schönheits-

salon in der Bond Street. Ich vertrete nämlich die Zyklamen-Kosmetik, deren Stammhaus sich in New York befindet. Ich dachte, das Blatt sei vielleicht ein Geheimdokument – deshalb habe ich es in meinen Safe gesperrt, bevor ich hierherkam. Sollte man nicht Scotland Yard verständigen?«

»Ja, gewiß.«

»Könnten wir vielleicht in mein Geschäft fahren, das Dokument holen und es direkt zu Scotland Yard bringen?«

»Ich bin leider heute nachmittag sehr beschäftigt«, sagte Tommy und blickte auf die Uhr. »Der Bischof von London will mir einen Fall unterbreiten. Eine sehr eigenartige Sache. Es handelt sich um Meßgewänder, in die zwei Pfarrer verwickelt sind.«

»Dann gehe ich also allein«, sagte Miss March und stand auf. Tommy hob die Hand, um zu protestieren.

»Nein, ich wollte ja gerade sagen, daß der Bischof warten muß. Ich werde Albert ein paar Zeilen hinterlassen. – Sie sind in größter Gefahr, Miss March, solange diese Zeichnung nicht in Scotland Yard deponiert ist!«

»Glauben Sie wirklich?« fragte sie ungläubig.

»Ich glaube es nicht nur, ich weiß es. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!« Er schrieb schnell ein paar Worte auf den Notizblock, der vor ihm lag, und riß dann das Blatt aus. Er nahm Hut und Stock und erklärte der jungen Frau, daß er bereit sei, sie zu begleiten. Im Vorzimmer gab er Albert mit vielsagender Miene das gefaltete Papier.

»Ich habe einen dringenden Fall zu erledigen. Erklär das Seiner Hochwürden. Da sind meine Notizen über den Fall – gib sie Miss Robinson.«

»Sehr wohl, Sir.« Albert ging auf das Spiel ein. »Und

was ist mit den Perlen der Herzogin?«

Tommy winkte ungeduldig ab:

»Auch die Herzogin muß warten.«

Miss March und er eilten davon. Im Treppenhaus begegneten sie Tuppence, die gerade vom Essen zurückkam. Ohne stehenzubleiben, sagte Tommy barsch: »Wieder verspätet, Miss Robinson! Ich muß weg – ich habe eine wichtige Sache zu erledigen!«

Tuppence starrte ihnen verblüfft nach. Kopfschüttelnd stieg sie dann die Treppe zum Büro hinauf.

Als die beiden auf die Straße traten, kam ihnen ein Taxi entgegen. Tommy wollte es anrufen, überlegte es sich dann aber anders.

»Sind Sie gut zu Fuß, Miss March?« fragte er ernst.

»Ja, warum? Sollten wir nicht lieber dieses Taxi nehmen? Wir wären viel schneller da.«

»Sie haben es vielleicht nicht bemerkt – aber dieser Taxichauffeur hat gerade weiter unten an der Straße eine Fahrt abgelehnt. Er hat auf *uns* gewartet. Ihre Feinde liegen auf der Lauer. Wenn Sie sich kräftig genug fühlen, sollten wir lieber zu Fuß in die Bond Street gehen. Im Gedränge auf der Straße können sie nicht viel gegen uns unternehmen.«

»Wie Sie wollen«, sagte sie, nicht sehr überzeugt.

Sie gingen in westlicher Richtung. Die Straßen wimmelten von Leuten, und sie kamen nur langsam vorwärts. Tommy hielt scharf Umschau nach allen Seiten. Gelegentlich zog er Miss March schnell mit sich auf die andere Straßenseite, obwohl sie selbst nichts Verdächtiges bemerkt hatte.

Plötzlich blickte er sie an und machte ein verlegenes, schuldbewußtes Gesicht.

»Ah, Sie sehen aber furchtbar mitgenommen aus! Dieser Mann – das war schon ein böser Schock für Sie! Kommen Sie, gehen wir in ein Café; Sie brauchen eine Tasse guten, starken Kaffee. Oder wie wäre es mit einem Schluck Kognak?«

Miss March schüttelte lächelnd den Kopf.

»Also dann Kaffee«, sagte Tommy. »Ich glaube, wir können es riskieren: Hier wird man uns wohl kein Gift im Kaffee servieren.«

Sie tranken in aller Ruhe ihre Tasse Kaffee und machten sich dann wieder auf den Weg.

»Wir sind sie losgeworden, glaube ich«, sagte Tommy, nachdem er sich ein paarmal umgedreht hatte.

Die Zyklamen-Kosmetik war ein kleines Geschäft in der Bond Street mit Seifen und einer Auswahl von Zyklamen-Kosmetikerzeugnissen im Schaufenster.

Cicely March trat in den Laden, und Tommy folgte ihr. Der Ladenraum selbst war winzig. Links befand sich ein Ladentisch mit Glasregalen, auf denen Toiletteartikel ausgestellt waren. Hinter dem Ladentisch stand eine grauhaarige Frau mit frischem, rosigem Teint, die Cicely Marchs Eintritt mit stummem Gruß zur Kenntnis nahm und sogleich ihr Gespräch mit der Kundin fortsetzte, die sie gerade bediente.

Diese Kundin war eine kleine dunkelhaarige Frau. Sie stand mit dem Rücken zur Tür, so daß die Eintretenden ihr Gesicht nicht sehen konnten. Sie sprach langsam und in gebrochenem Englisch. Rechts an der Wand stand eine Reihe von Polsterstühlen, und auf dem Tischchen davor lag ein Stoß Zeitschriften. Zwei Männer saßen dort und blätterten gelangweilt darin – offensichtlich Ehegatten, die auf ihre Frauen warteten.

Cicely March durchschritt den Raum und ging direkt auf

eine gegenüberliegende Doppeltüre zu, die sie für Tommy offenhielt. In diesem Augenblick rief die kleine schwarzhaarige Frau vor dem Ladentisch: »Ach, das ist ja ein Freund von mir!« und stürzte ihm nach. Mit einer entschlossenen Bewegung setzte sie ihren Fuß zwischen Tür und Angel und verhinderte so das Zufallen der Tür. Gleichzeitig waren auch die beiden Männer aufgesprungen. Der eine folgte der Schwarzhaarigen durch die Tür, der andere eilte hinter den Ladentisch und hielt der Verkäuferin den Mund zu, um den Schrei zu ersticken, den sie gerade ausstoßen wollte.

Unterdessen nahmen die Ereignisse jenseits der Doppeltür einen raschen Verlauf. Kaum war Tommy eingetreten, als ihm ein Tuch über den Kopf geworfen wurde; ein stechender Geruch stieg ihm in die Nase. Fast ebenso schnell wurde das Tuch wieder weggerissen, und eine Frauenstimme schrie laut auf.

Tommy hustete und blinzelte amüsiert, als er sah, was sich um ihn herum abspielte. Rechts neben ihm stand der geheimnisvolle Fremde mit der roten Krawatte, und einer der gelangweilten Ehemänner aus dem Warteraum war gerade dabei, ihm gutsitzende Handschellen anzulegen. Vor ihm versuchte Cicely March vergeblich, sich zu befreien. Die Kundin aus dem Geschäft hielt sie fest umklammert. Als die Schwarzhaarige den Kopf wandte und ihr dabei der Schleier, den sie trug, herabfiel, kam Tuppences liebes, wohlvertrautes Gesicht zum Vorschein.

»Gut gemacht, Tuppence«, sagte Tommy und kam ihr zu Hilfe. »An Ihrer Stelle würde ich aufhören, mich zu wehren, Miss O'Hara – oder soll ich Sie lieber Miss March nennen?«

»Tommy, das ist Inspektor Grace«, sagte Tuppence, nach Atem ringend. »Als ich deine Zeilen gelesen hatte, rief ich sofort Scotland Yard an; ich verabredete mich mit

Inspektor Grace und einem zweiten Beamten hier vor der Türe.«

»Ich bin sehr froh, diesen Herrn da erwischt zu haben«, sagte Inspektor Grace und deutete auf seinen Gefangenen. »Er steht schon seit Monaten im Fahndungsbuch. Aber wir hatten noch keinen Anlaß, dieses Geschäft zu verdächtigen – wir hielten es für einen gewöhnlichen Schönheitssalon.«

»Man kann nie vorsichtig genug sein«, sagte Tommy freundlich. »Warum wollte jemand den Koffer des Botschafters für ein paar Stunden ausborgen? Ich konnte mir das nicht erklären. Darauf habe ich die Sache einfach umgedreht. Vielleicht kam es gar nicht auf den Koffer des Botschafters an, sondern auf den anderen Koffer. Vielleicht sollte der andere Koffer für ein paar Stunden in den Besitz des Botschafters übergehen! Der Grund dafür leuchtete mir sofort ein: Diplomatengepäck wird von den Zollbeamten nicht untersucht. Also – Schmuggel. Aber was sollte geschmuggelt werden? Es konnte kein auffälliger Gegenstand sein. Ich dachte sogleich an Rauschgift. Dann spielte man mir diese rührselige Komödie in meinem Büro vor. Die Schmuggler hatten meine Zeitungsanzeige gelesen und wollten mich auf eine falsche Fährte locken – oder ganz aus dem Weg räumen, wenn das Ablenkungsmanöver fehlschlagen sollte. Aber zufällig bemerkte ich den Ausdruck der Bestürzung auf dem Gesicht des Mädchens, als Albert sein Lasso-kunststück vollführte. Das paßte so gar nicht zu ihrer Rolle. Der Angriff des Fremden sollte offensichtlich mein Vertrauen zu ihr festigen. Deswegen entschloß ich mich dazu, den braven, leichtgläubigen Privatdetektiv zu spielen – schluckte ihre unwahrscheinliche Geschichte, ohne mit der Wimper zu zucken, und ließ mich schließlich hierherlocken.

Aber ich hatte Albert genaue Instruktionen hinterlassen.

Mit allerlei Vorwänden verzögerte ich unsere Ankunft, um euch genügend Zeit zu lassen.«

Cicely March blickte ihn mit eisiger Miene an.

»Sie sind nicht bei Sinnen. Was wollen Sie hier finden?«

»Ich erinnere mich, daß Richards eine Dose Badesalz in dem Koffer gesehen hat – sollten wir nicht mit dem Badesalz beginnen, Inspektor?«

»Ausgezeichnete Idee, Sir.«

Er nahm eine der eleganten rosa Dosen aus dem Regal und kippte ihren Inhalt auf den Ladentisch aus. Das Mädchen lachte.

»Echtes Badesalz, wie?« sagte Tommy enttäuscht, »so harmlos wie kohlensaures Natron.«

»Vielleicht im Safe?« schlug Tuppence vor.

In der Ecke befand sich ein kleiner Wandsafe. Der Schlüssel steckte. Tommy zog die Tür auf und grinste befriedigt: Die Rückwand des Safes stand offen, und die Mauernische dahinter war voll von den gleichen rosa Badesalzdosen, die im Laden verkauft wurden. Tommy nahm eine Dose heraus und klappte den Deckel auf. Obenauf lagen die duftenden rosa Kristalle, aber darunter befand sich ein feiner, weißer Puder.

»Sie haben es, Sir!« rief der Inspektor begeistert. »Das ist reines Kokain, da wette ich eins zu hundert! Wir wußten, daß es hier in der Gegend ein Verteilerzentrum geben mußte – aber wir haben es nie entdecken können. Damit ist Ihnen wirklich ein feiner Fang gelungen, Sir!«

»Ein großer Erfolg für *Blunts Brillante Detektive*«, sagte Tommy zu Tuppence, als sie zusammen aus dem Laden traten.

»Manchmal ist es ein Glück, ein verheirateter Mann zu sein! Dein geduldiger Unterricht hat mich schließlich dazu

befähigt, Wasserstoffsuperoxyd sofort zu erkennen, ’wenn ich es sehe.

Blondes Haar muß schon echt sein, wenn es mich überzeugen soll. – Wir wollen einen schönen Geschäftsbrief für den Botschafter aufsetzen, in dem wir ihm mitteilen, daß die Angelegenheit befriedigend erledigt ist. Und nun, mein lieber Junge, wie wäre es mit einer Kanne Tee und einem Berg frischer Buttersemmeln?«

11

Tommy und Tuppence hielten mit dem Chef hinter schalldichten Türen eine Konferenz ab. Er hatte sie mit viel Wärme und Herzlichkeit begrüßt.

»Ich beglückwünsche Sie zu Ihren Erfolgen! Mit Ihrer Hilfe ist es uns gelungen, nicht weniger als fünf Agenten hinter Schloß und Riegel zu befördern, von denen wir allerhand interessante Dinge erfahren haben. Aus zuverlässiger Quelle weiß ich jedoch, daß das Hauptquartier in Moskau, trotz all unserer Vorsichtsmaßregeln, Verdacht geschöpft hat. Die Russen vermuten, daß in ihrer Kontaktstelle, das heißt in Theodor Blunts Detektivbüro, nicht alles so ist, wie es sein soll.«

»Nun«, meinte Tommy, »früher oder später mußten sie ja Verdacht schöpfen.«

»Ganz richtig, es war zu erwarten. Aber ich bin etwas beunruhigt – Ihretwegen, Mrs. Beresford.«

»Oh, ich kann schon auf meine Frau aufpassen, Sir«, sagte Tommy; im gleichen Augenblick erklärte Tuppence: »Ich kann sehr gut auf mich selbst aufpassen!«

»Hm«, brummte Mr. Carter. »Sie haben schon immer ein ausgeprägtes Selbstvertrauen gezeigt. Ob Ihre bisherige Erfolgsserie ausschließlich Ihrer übermenschlichen Klugheit zuzuschreiben ist oder ob auch ein wenig Glück mit dabei im Spiel ist, kann ich nicht beurteilen. Aber wir alle wissen, daß Fortuna wankelmütig ist. Nun, wir wollen dieses Thema nicht weiter verfolgen. – Ich glaube, Mrs. Beresford gründlich genug zu kennen, um zu wissen, daß es ganz zwecklos wäre, sie zu bitten, ein paar Wochen auszuspannen und sich vom Schauplatz zurückzuziehen?«

Tuppence schüttelte energisch den Kopf.

»Nun, so bleibt mir nichts übrig, als Sie beide, so gut ich kann, über die neueste Entwicklung zu informieren. Wir haben Grund zur Annahme, daß Moskau einen Sonderagenten herübergeschickt hat. Wir wissen nicht, unter welchem Namen er reist, auch nicht, wann er ankommen wird. Aber etwas wissen wir über ihn: Es ist ein Mann, der uns schon während des Krieges manche harte Nuß zu knacken gegeben hat, ein sehr gerissener Mann, der überall dort auftauchte, wo wir ihn am wenigsten vermuteten. Er ist gebürtiger Russe, spricht aber mehrere Sprachen so perfekt, daß er ohne weiteres ein halbes Dutzend andere Nationalitäten annehmen kann – unsere eingeschlossen. Außerdem ist er ein Meister in der Kunst der Verkleidung. Und er hat Verstand. Er war es, der den Geheimkode Nr. 16 erfunden hat.

Wann und wo er auftauchen wird, weiß ich nicht. Aber daß er auftauchen wird, weiß ich bestimmt. Wir wissen auch, daß er den echten Mr. Theodor Blunt noch nie gesehen hat. Ich nehme an, er wird Sie in Ihrem Büro bitten, einen Fall zu übernehmen. Und dann wird er nachprüfen, wie Sie auf das Losungswort reagieren. Das erste ist, wie Sie wissen, die Erwähnung der Zahl 16 – auf die man mit einem Satz zu antworten hat, der ebenfalls diese Zahl enthält. Das zweite Losungswort, das wir jetzt erst erfahren haben, ist die Frage, ob Sie jemals den Ärmelkanal überquert haben. Darauf lautet die Antwort: ›Ich war im vergangenen Monat am 13. in Berlin.‹ Soweit wir informiert sind, ist das alles. Ich würde Ihnen raten, seine Fragen richtig zu beantworten, um damit sein Vertrauen zu gewinnen. Halten Sie die Täuschung aufrecht, solange Sie können. Aber bleiben Sie auf der Hut: Selbst wenn Ihnen die Täuschung gelungen zu sein scheint. Unser Freund ist ganz besonders schlau und kennt

die Kniffe unseres Berufes genau so gut wie Sie, wenn nicht sogar besser. Trotzdem hoffe ich, mit Ihrer Hilfe ihn fangen zu können. Von heute ab sind besondere Vorsichtsmaßnahmen geboten. Gestern abend habe ich ein Mikrofon in Ihr Büro einbauen lassen, so daß einer meiner Leute im zweiten Stockwerk alles hören kann, was in Ihrem Büro vor sich geht. Man wird mich sofort verständigen, wenn der Sonderagent auftaucht. Ich kann dann die nötigen Schritte unternehmen, um Sie und Ihre Frau zu schützen und den Mann zu verhaften.«

Nach einigen allgemeinen Instruktionen und taktischen Ratschlägen nahmen die beiden jungen Leute Abschied und begaben sich in aller Eile zum Büro von *Blunts Brillanten Detektiven.*

Tommy sah auf die Uhr und sagte: »Es ist schon spät, beinahe zwölf. Wir sind sehr lange beim Chef gewesen. Hoffentlich haben wir nicht gerade einen besonders interessanten Fall verpaßt.«

»Als Amateure haben wir eigentlich recht gut abgeschnitten«, sagte Tuppence nachdenklich. »Ich finde, daß wir sogar überdurchschnittliche Detektive sind.«

»Und ich finde«, bemerkte Tommy trocken, »daß wir großes Glück gehabt haben.«

»Unsinn! Nur die kleinen grauen Zellen haben uns zu unseren Erfolgen verhelfen.«

»Ich weiß nicht«, sagte Tommy skeptisch, »als Albert seinen Lassotrick ausprobierte, hätten sich meine grauen Zellen beinahe zur Ruhe gesetzt. – Aber, Tuppence, du sprichst, als ob jetzt alles zu Ende wäre?«

»So ist es.« Sie senkte die Stimme und blickte Tommy dabei feierlich an: »Das ist unser letzter Fall. Die großen Detektive ziehen sich immer in den Ruhestand zurück, um ihre Bienen zu züchten oder ihre Kürbisse zu pflanzen,

sobald sie den Superspion zur Strecke gebracht haben. Das ist bei uns so Brauch.«

»Hast du schon genug?«

»Ja-a, vielleicht. Außerdem haben wir jetzt so viel Erfolg – das Glück kann sich wenden.«

»Wer spricht *jetzt* von Glück?« fragte Tommy triumphierend.

In diesem Augenblick betraten sie das Treppenhaus des Gebäudes, in dem sich das Detektivbüro befand, und Tuppence blieb die Antwort schuldig.

Albert hatte seinen Dienst im Vorraum zu versehen. In seinen Mußestunden übte er sich in der Kunst, ein Lineal auf der Nase zu balancieren.

Mit vorwurfsvollem Stirnrunzeln durchquerte Mr. Blunt den Raum und begab sich in sein Büro. Er legte Mantel und Hut ab und öffnete den Schrank, der die klassischen Werke der Kriminalliteratur enthielt.

»Die Wahl wird immer geringer«, murmelte Tommy. »Nach wessen Bild soll ich mich heute modeln?«

»Tommy«, fragte Tuppence plötzlich, »welches Datum haben wir heute eigentlich?«

Ein ungewöhnlicher Unterton in ihrer Stimme machte Tommy stutzig.

»Warte einmal – der Zehnte. Warum fragst du?«

»Schau auf den Kalender.«

An der Wand neben dem Schreibtisch hing ein Abreißkalender. Dort stand in Rot zu lesen: Sonntag, der 16. – Heute war Montag.

»Merkwürdig. Wahrscheinlich hat Albert wieder zuviel Blätter auf einmal abgerissen; so ein nachlässiger Bursche!«

»Ich glaube nicht, daß er es war«, sagte Tuppence. »Aber wir können ihn ja fragen.«

Albert wurde hereingerufen und befragt; er war sehr erstaunt und schwor, nur ein Blatt abgerissen zu haben. Seine Behauptung wurde bestätigt durch die Tatsache, daß man das von ihm abgerissene Blatt im Kamin fand, während die anderen ordentlich aufeinandergelegt im Papierkorb lagen.

»Ein Verbrecher mit Ordnung und Methode«, bemerkte Tommy. »Wer war heute morgen hier, Albert? Irgendein Klient?«

»Nur einer, Sir.«

»Wie sah er aus?«

»Es war eine Sie: eine Krankenschwester. Sie war sehr aufgeregt; wollte Sie unbedingt sprechen. Sie bestand darauf, auf Sie zu warten. Ich habe sie ins Sekretariat geführt.«

»Von dort konnte sie ohne weiteres hier hereinkommen, ohne daß du es merktest. Wann ist sie wieder weggegangen?«

»Vor einer halben Stunde, Sir. Sie wollte heute nachmittag noch einmal vorsprechen. Eine nette Person, sehr mütterlich.«

»Nett und mütterlich! Raus mit dir, Albert!«

Albert zog sich tief gekränkt zurück.

»Ein sonderbarer Prolog«, sagte Tommy. »Keine Botschaft, sondern nur eine Warnung, auf der Hut zu sein. Ist vielleicht eine Bombe im Kamin versteckt oder so etwas?«

Nach einer Besichtigung des Raumes setzte er sich an den Schreibtisch und wandte sich mit folgenden Worten an Tuppence:

»*Mon ami*, dies ist eine äußerst ernste Angelegenheit. Sie erinnern sich gewiß an den Mann, der Nr. 4 war. An jenen Mann, den ich in den Dolomiten zermalmte wie eine Eierschale – mit Hilfe von Sprengstoff, *bien entendu!* Aber er war nicht wirklich tot – oh, sie sind niemals wirklich tot, diese Superverbrecher! Heute taucht er wieder auf – aber größer und stärker als damals; wenn ich mich mathematisch ausdrücken darf: Er ist jetzt in die zweite Potenz aufgerückt, mit anderen Worten, er ist jetzt Nr. 16. Sie erfassen meine Gedanken, *mon ami'?*«

»Vollkommen«, sagte Tuppence. »Du bist der große Hercule Poirot.«

»Sehr richtig. Kein Schnurrbart – aber kleine graue Zellen in rauhen Mengen.«

»Ich habe so das Gefühl, daß dieses Abenteuer der Nachwelt als ›der Triumph von Hastings‹ überliefert werden wird.«

»Niemals«, erklärte Tommy. »Das ist nicht üblich. Der blöde Freund ist und bleibt der blöde Freund. In diesen Dingen gibt es eine strenge Etikette. Übrigens, *mon ami*, könnten Sie Ihr Haar nicht in der Mitte scheiteln anstatt rechts oder links? Diese Asymmetrie ist wirklich ein sehr beklagenswerter Anblick.«

Die Glocke schrillte auf Tommys Schreibtisch. Tommy gab das Antwortzeichen, und gleich darauf brachte Albert eine Visitenkarte herein.

»Prinz Vladiroffsky«, las Tommy mit leiser Stimme. Er sah Tuppence an. »Ob das – führ ihn herein, Albert!«

Der Mann, der hereintrat, war mittelgroß und sah gut aus.

Er trug einen blonden Bart und war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt.

»Mr. Blunt?« fragte er. Sein Englisch war tadellos. »Sie sind mir wärmstens empfohlen worden. Möchten Sie einen Fall für mich übernehmen?«

»Könnten Sie mich mit den Einzelheiten vertraut machen?«

»Gewiß. Die Sache betrifft die Tochter eines Freundes, ein Mädchen von sechzehn Jahren. Wir möchten jeden Skandal vermeiden – Sie verstehen schon.«

»Mein lieber Herr«, sagte Tommy, »seit sechzehn Jahren arbeiten wir erfolgreich dank der besonders strengen Beobachtung dieses Prinzips.«

Er glaubte, ein plötzliches Aufleuchten in den Augen des Besuchers zu sehen. Aber es verschwand so schnell, wie es gekommen war.

»Sie haben wohl auch einige Filialen jenseits des Kanals, wie?«

»O ja! Ich selbst war erst im vorigen Monat am 13. in Berlin.«

Tommy hatte den Satz langsam und deutlich ausgesprochen.

»In diesem Fall«, sagte der Fremde, »ist es kaum mehr notwendig, die Fiktion noch länger aufrechtzuerhalten; wir können auf die Tochter meines Freundes gern verzichten. Sie wissen, wer ich bin. Jedenfalls sehe ich, daß Sie von meiner Ankunft benachrichtigt wurden.«

Er wies mit dem Kopf auf den Kalender an der Wand.

»Gewiß«, sagte Tommy.

»Meine Freunde – ich bin herübergekommen, um Nachforschungen anzustellen. Was ist geschehen?«

»Verrat«, sagte Tuppence, unfähig, noch länger stillzuhalten.

Der Russe wandte ihr seine ganze Aufmerksamkeit zu

und hob die Augenbrauen.

»So, so – hab' ich es mir doch gedacht. War es Sergius?«

»Wir nehmen es an«, sagte sie, ohne zu erröten.

»Es würde mich nicht wundern. Aber Sie selbst – werden Sie nicht verdächtigt?«

»Ich glaube nicht. Wir wickeln nebenbei eine Reihe von Geschäften ab, die über jeden Verdacht erhaben sind«, erklärte Tommy.

Der Russe nickte.

»Das ist sehr vernünftig von Ihnen. Immerhin halte ich es für besser, nicht mehr hierher zu kommen. Zur Zeit wohne ich im *Blitz*. Ich nehme Marise mit – das ist doch Marise, nicht wahr?«

Tuppence nickte.

»Unter welchem Namen ist sie in London bekannt?«

»Oh, als Miss Robinson.«

»Ausgezeichnet – Miss Robinson, Sie kommen mit mir ins *Blitz*, und wir essen dort zusammen zu Mittag. Um drei Uhr treffen wir uns alle im Hauptquartier – klar?« Er blickte Tommy an.

»Vollkommen«, erwiderte Tommy und überlegte dabei angestrengt, wo dieses Hauptquartier wohl sein mochte. Dann fiel ihm ein, daß es gerade dieses Hauptquartier war, das Mr. Carter so brennend gern entdecken wollte.

Tuppence stand auf und schlüpfte in ihren langen schwarzen Mantel mit dem Kragen aus Leopardenfell. Mit sittsamem Augenaufschlag erklärte sie sich dann bereit, dem Prinzen zu folgen.

Sie verließen gemeinsam das Zimmer. In Tommys Herzen kämpften die widersprechendsten Gefühle. Ob vielleicht das Mikrofon versagt hatte? Oder vielleicht hatte

die geheimnisvolle Krankenschwester es entdeckt und außer Betrieb gesetzt? Er griff zum Telefon und verlangte eine bestimmte Nummer.

Nach kurzem Warten ertönte eine wohlbekannte Stimme:

»Alles in Ordnung. Kommen Sie sofort ins *Blitz.*«

Fünf Minuten später traf Tommy Mr. Carter im Palmengarten des *Blitz.* Der Chef war heiter und zuversichtlich.

»Das haben Sie ausgezeichnet gemacht. Der Prinz und Ihre Frau sitzen beim Mittagessen im Restaurant. Zwei meiner Leute bedienen dort als Kellner. Ob er Verdacht geschöpft hat oder nicht – und ich glaube, er hat keinen Verdacht geschöpft –, er sitzt in der Falle. Zwei Leute halten oben Wache, um sein Zimmer zu beobachten, andere stehen draußen bereit, um ihm überallhin zu folgen. Machen Sie sich keine Sorgen um Ihre Frau. Wir lassen sie nicht aus den Augen. Ich gehe nicht das kleinste Risiko ein!«

Von Zeit zu Zeit kam einer der Geheimpolizisten, um Bericht zu erstatten. Das erstemal war es der Kellner, der ihre Bestellung aufnahm, das zweitemal war es ein eleganter junger Mann mit einem Pokergesicht.

»Sie kommen heraus«, sagte Mr. Carter leise. »Wir wollen uns hinter diesen Pfeiler stellen, falls sie hier Platz nehmen sollten. Aber ich vermute, daß er sie in seine Gemächer hinaufführen wird. Ah – ja, ich habe es mir gleich gedacht.«

Von seinem Beobachtungsposten aus sah Tommy, wie der Russe und Tuppence die Halle durchschritten und den Lift betraten. Minuten verstrichen, und Tommy begann unruhig zu werden.

»Denken Sie nicht, Sir – ich meine, so allein mit ihm in

seinem Zimmer –«

»Einer meiner Leute ist drinnen. Hinter dem Sofa. Keine Sorge, mein Lieber!«

Ein Kellner kam quer durch die Halle auf Mr. Carter zu.

»Ich habe das Signal erhalten, daß die beiden heraufkommen, Sir. Aber sie sind nicht erschienen. Ist das in Ordnung?«

»Was?« Mr. Carter wirbelte herum. »Ich habe selbst gesehen, wie sie in den Lift gestiegen sind. Genau –«, er warf einen Blick auf die Wanduhr, »– genau vor viereinhalb Minuten. Und sie sind nicht aufgetaucht …?«

Er eilte zum Aufzug, der eben wieder heruntergekommen war, und sprach mit dem uniformierten Liftboy.

»Sie haben vor ein paar Minuten einen Herrn mit blondem Bart und eine junge Frau in den zweiten Stock gefahren.«

»Nicht in den zweiten. Der Herr verlangte den dritten Stock.«

»Oh!« Der Chef sprang in den Aufzug und bedeutete Tommy, ihm zu folgen. »Fahren Sie uns in den dritten Stock, bitte.«

»Ich verstehe das nicht«, flüsterte er Tommy zu. »Aber regen Sie sich nicht auf. Alle Ausgänge des Hotels sind überwacht, und ich habe auch einen meiner Leute im dritten Stock. In *jedem* Stock steht ein Mann auf Posten. Ich wollte nichts riskieren.«

Die Tür des Aufzugs öffnete sich im dritten Stock. Sie sprangen hinaus und liefen den Korridor entlang. Auf halbem Weg kam ihnen ein als Kellner gekleideter Mann entgegen.

»Alles in Ordnung, Chef. Sie sind im Zimmer Nr. 318.«

Carter atmete erleichtert auf.

»Gut. Gibt es keinen anderen Ausgang?«

»Es ist ein Appartement, aber die Zimmer haben nur zwei Türen, die auf den Korridor hinausführen. Um zur Treppe oder zu den Aufzügen zu gelangen, müssen sie jedenfalls an uns vorbei.«

»Also ist alles in Ordnung. Telefonieren Sie bitte hinunter und fragen Sie nach, wer dieses Appartement bewohnt.«

Der Kellner kam einen Augenblick später zurück.

»Mrs. Cortland Van Snyder aus Detroit.«

Mr. Carter wurde sehr nachdenklich.

»Ich möchte doch wissen … Ob wohl diese Mrs. Snyder mit im Spiel ist, oder ob sie …« Er ließ den Satz unvollendet.

»Hören Sie irgendein Geräusch da drinnen?« fragte er plötzlich.

»Nein, nicht das geringste. Aber die Türen schließen gut; viel kann man bei geschlossenen Türen sowieso nicht hören.«

Ohne lange Überlegung faßte Carter einen Entschluß.

»Die Sache gefällt mir nicht. Wir gehen hinein. Haben Sie einen Hauptschlüssel?«

»Gewiß, Sir.«

»Rufen Sie Evans und Clydesly.«

Als Mr. Carter den Schlüssel im Schloß umdrehte, öffnete sich die Tür des Appartements geräuschlos, und die Gruppe der Geheimpolizisten, verstärkt durch die beiden Neuankömmlinge, schob sich vorwärts.

Sie befanden sich nun in einer kleinen Vorhalle. Rechts

führte eine offene Tür ins Badezimmer, vor ihnen lag der Salon.

Zu ihrer Linken befand sich eine geschlossene Tür, durch die ein leiser Ton herausdrang – wie das Husten eines asthmatischen Hündchens. Mr. Carter stieß die Tür auf und trat ein.

Es war ein Schlafzimmer mit einem großen Doppelbett, bedeckt mit einer Steppdecke aus goldbestickter rosa Seide. Darauf lag eine elegant gekleidete Frau in mittleren Jahren, an Händen und Füßen gefesselt und mit einem Knebel im Mund.

Vor Schmerz und Wut schienen ihr die Augen fast aus dem Kopf zu quellen.

Auf Befehl von Mr. Carter hatten seine Leute sich im ganzen Appartement verstreut. Nur Tommy und der Chef waren ins Schlafzimmer eingedrungen. Mr. Carters Blicke streiften im ganzen Raum umher, während er, über das Bett gelehnt, versuchte, die Fesseln der Bedauernswerten zu lösen. Außer einem Stapel Koffer und Reisetaschen befand sich nichts in diesem Zimmer. Keine Spur von dem Russen oder von Tuppence. Einen Augenblick später kam der Kellner hereingestürzt, um zu berichten, daß die anderen Zimmer ebenfalls leer seien. Tommy ging zum Fenster, zog sich aber gleich wieder kopfschüttelnd zurück. Es gab keinen Balkon – die Hauswand war glatt bis auf die Straße.

»War es ganz bestimmt dieses Zimmer, in das sie gegangen sind?« fragte Carter scharf.

»Zweifellos. Übrigens …«, er wies auf die Frau auf dem Bett.

Mit Hilfe eines Taschenmessers zerschnitt Carter die Schärpe, die die Frau fast erstickte. Eines stand fest: Was immer Mrs. Cortland Van Snyder durchlitten haben

mochte – die Rede hatte es ihr nicht verschlagen.

Als sie ihrer ersten Empörung Luft gemacht hatte, wagte Mr. Carter mit sanfter Stimme die Frage:

»Könnten Sie bitte so freundlich sein, uns genau zu berichten, was passiert ist – von Anfang an?«

»Ich werde das Hotel für diesen Überfall gerichtlich belangen! Ein wahrer Skandal! Ich war gerade dabei, mein Antigrippin zu suchen, als ein Mann von hinten über mich herfiel und unter meiner Nase eine kleine Flasche zerbrach; bevor ich auch nur Atem schöpfen konnte, war ich weg. Als ich wieder zu mir kam, lag ich da, verschnürt und geknebelt, und Gott weiß, was mit meinem Schmuck geschehen ist! Er hat ihn bis auf das letzte Stück mitgenommen, nehme ich an.«

»Ihr Schmuck dürfte unberührt geblieben sein«, bemerkte Mr. Carter trocken. Er wandte sich um und hob etwas vom Boden auf. »Standen Sie genau an der Stelle, wo ich jetzt stehe, als er Sie überfiel?«

»Genau dort«, bestätigte Mrs. Snyder.

Es war ein Stückchen dünnes Glas, das Mr. Carter aufgehoben hatte. Er roch daran und reichte es Tommy.

»Chloräthyl«, murmelte er. »Ein Betäubungsmittel, das sofort wirkt. Aber es hält auch nur ein kurzes Weilchen an. Er war zweifellos noch im Zimmer, als Sie zu sich kamen, nicht wahr, Mrs. Van Snyder?«

»Das sage ich Ihnen doch gerade! Oh, ich bin beinahe verrückt geworden, daß ich ihn gehen lassen mußte, ohne auch nur einen Finger rühren zu können!«

»Wie?« fragte Mr. Carter scharf. »Auf welchem Weg?«

»Durch diese Tür.« Sie zeigte auf die Tür in der gegenüberliegenden Wand. »Es war eine Frau dabei, aber sie benahm sich so sonderbar, als ob sie auch ihre Portion

Chloräthyl abbekommen hätte.«

Carter sah seinen Mitarbeiter fragend an.

»Die Tür führt ins nächste Appartement, Sir. Aber es sind Doppeltüren, die von beiden Seiten verriegelt sein sollen.«

Mr. Carter untersuchte die Tür sorgfältig. Dann richtete er sich auf und wandte sich dem Bett zu.

»Mrs. Van Snyder«, sagte er ruhig. »Behaupten Sie immer noch, daß der Mann das Zimmer durch diese Tür verlassen hat?«

»Ganz gewiß! Und warum nicht?«

»Weil der Riegel auf dieser Seite vorgeschoben ist«, erwiderte Mr. Carter trocken und rüttelte dabei an der Türklinke.

Grenzenlose Verblüffung malte sich auf Mrs. Van Snyders Zügen.

»Er kann nicht hier hinausgegangen sein – oder es hätte jemand hinter ihm den Riegel vorschieben müssen.«

Er wandte sich zu Evans, der eben hereinkam.

»Sie haben alles durchsucht und nichts gefunden? Gibt es bestimmt keine anderen Verbindungstüren mehr?«

»Nein, Sir. Ich bin absolut sicher.«

Carter suchte mit den Augen den ganzen Raum ab. Er öffnete den großen Kleiderschrank, schaute unter das Bett, in den Kamin und hinter alle Vorhänge. Einer plötzlichen Eingebung folgend, und ohne sich um die schrillen Protestschreie zu kümmern, die Mrs. Van Snyder ausstieß, öffnete er schließlich den großen Schrankkoffer und durchstöberte ihn hastig.

Tommy, der gerade dabei war, die Verbindungstür zu untersuchen, stieß plötzlich einen kleinen Schrei aus: »Sehen Sie sich das an, Sir! Ja, sie sind wirklich durch

diese Tür hinausgegangen!«

Der Riegel war so geschickt durchsägt worden, daß man die Stelle kaum entdecken konnte.

»Die Tür geht nicht auf, weil sie auf der anderen Seite verriegelt ist«, erklärte Tommy.

Im nächsten Augenblick waren sie schon draußen auf dem Gang, und der Etagenkellner öffnete mit seinem Hauptschlüssel die Tür des Nebenappartements. Es war unbewohnt. Als sie die Verbindungstür untersuchten, entdeckten sie, daß hier die gleiche Methode angewendet worden war wie nebenan. Der Riegel war durchsägt; die Tür aber war zugesperrt und der Schlüssel entfernt worden. In keinem Zimmer fand sich die geringste Spur von Tuppence oder dem blondbärtigen Russen.

Es gab nur noch eine Türe, und die führte auf den Korridor hinaus.

»Aber ich habe sie ganz bestimmt nicht herauskommen gesehen!« protestierte der Kellner. »Ich hätte sie unbedingt sehen müssen. Ich kann schwören, daß sie hier nicht durchgekommen sind!«

»Zum Teufel nochmal!« schrie Tommy. »Sie haben sich doch nicht in Rauch aufgelöst!«

Carter war wieder ruhig geworden, sein scharfer Verstand suchte nach einer Lösung.

»Telefonieren Sie hinunter in die Loge und stellen Sie fest, wer hier zuletzt gewohnt hat und wann das gewesen ist.«

Evans gehorchte. Er hatte Clydesley als Wache im anderen Appartement zurückgelassen. Jetzt hob er die Augen vom Telefon:

»Ein kranker junger Franzose, Monsieur Paul de Varez. Eine Krankenschwester sorgte für ihn. Sie sind heute

morgen abgereist.«

Der andere Geheimpolizist, der Etagenkellner, schrie entsetzt auf. Er war totenblaß geworden.

»Der invalide junge Mann – die Krankenpflegerin«, stammelte er. »Ich – sie sind im Korridor an mir vorübergekommen; ich hätte mir nie träumen lassen – ich hatte sie schon so oft gesehen –«

»Sind Sie sicher, daß es dieselben waren?« rief Mr. Carter.

»Sind Sie ganz sicher? Haben Sie sich die beiden ganz genau angeschaut?«

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Ich habe sie kaum angesehen. Ich wartete, lauerte auf die anderen – Sie wissen ja, die Frau und den Mann mit dem blonden Bart!«

»Natürlich!« brummte Mr. Carter sarkastisch. »Damit hatte der Mann ja auch gerechnet.«

Plötzlich bückte sich Tommy und zog etwas unter dem Sofa hervor. Es war ein kleines, schwarzes Bündel. Tommy rollte es auf: die Hülle war Tuppences langer schwarzer Mantel, und darin eingewickelt fand er Tuppences Kleid, ihren Hut und einen langen blonden Bart.

»Die Sache ist leider nur allzu klar. Sie haben sie – sie haben Tuppence in ihrer Gewalt«, sagte Tommy bitter. »Dieser russische Teufel ist uns durch die Finger geschlüpft. Die Krankenschwester und der Junge waren Helfershelfer. Sie haben sich ein paar Tage hier im Hotel aufgehalten, damit das Hotelpersonal sich an sie gewöhnte. Der Russe hat offenbar heute mittag bei Tisch bemerkt, daß er in eine Falle gegangen war und seinen für diesen Fall vorbereiteten Plan ins Werk gesetzt.

Wahrscheinlich nahm er an, daß Mrs. Snyders Zimmer immer noch leer stehen würde. Jedenfalls ist es ihm gelungen, sowohl die Frau nebenan als auch Tuppence zum Schweigen zu bringen. Dann hat er Tuppence in dieses Zimmer gebracht, ihr Männerkleider angezogen, sein eigenes Aussehen verändert und ist dann seelenruhig hinausspaziert. Die Kleidungsstücke hatte er offenbar vorher an einem sicheren Ort bereitgelegt. Aber ich verstehe nicht recht, wie er Tuppence dazu bewogen haben konnte, mitzumachen.«

»Ich verstehe es leider recht gut«, sagte Mr. Carter und zeigte Tommy eine kleine glitzernde Stahlspitze, die er eben vom Teppich aufgelesen hatte. »Das gehört zu einer Injektionsnadel. Man hat sie betäubt.«

»Oh, mein Gott!« stöhnte Tommy. »Und er ist aus dem Hotel entkommen!«

»Das wissen wir noch nicht«, warf Mr. Carter schnell ein.

»Vergessen Sie nicht, daß alle Ausgänge überwacht sind!«

»Man fahndet nach einem Mann und einer jungen Frau – nicht nach einer Krankenpflegerin und einem kranken Jungen.

Sie haben sicher das Hotel bereits verlassen!«

Das erwies sich als richtig. Die Nachforschungen ergaben, daß Pflegerin und Patient ungefähr vor fünf Minuten in einem Taxi davongefahren waren.

»Beresford, reißen Sie sich zusammen!« sagte Mr. Carter. »Sie wissen doch, daß ich Tod und Teufel in Bewegung setzen werde, um Ihre Frau wiederzufinden. Ich fahre sofort ins Büro zurück, und in ein paar Minuten läuft der ganze Apparat von Scotland Yard auf Hochtouren. Wir kriegen sie, glauben Sie mir!«

»Ja? Er ist ein schlauer Teufel, dieser Russe! Sehen Sie bloß, wie geschickt er seinen Streich ausgedacht hat! Aber ich weiß, Sir, daß Sie alles tun werden, was in Ihrer Macht steht. Nur – ach, wenn es nur nicht zu spät ist!«

Er verließ das *Blitz-Hotel* und irrte planlos durch die Straßen, ohne recht zu wissen, wo er sich befand. Er konnte einfach keinen klaren Gedanken fassen. Wo sollte man suchen? Was mußte man tun?

Im Green Park ließ er sich auf eine Bank fallen. Er bemerkte überhaupt nicht, daß noch jemand auf der Bank Platz genommen hatte, und war ganz erschrocken, als eine wohlbekannte Stimme ihn ansprach:

»Bitte, Sir, wenn ich mir erlauben darf –«

Tommy sah auf.

»Hallo, Albert!« sagte er düster.

»Ich weiß, was passiert ist, Sir. Aber nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen!«

»Ich soll mir das nicht zu Herzen nehmen? Das ist wohl leichter gesagt als getan!«

»Bedenken Sie doch, Sir! *Blunts Brillante Detektive!* Unübertroffen! Ja, und wenn ich so frei sein darf, möchte ich sagen – ich habe gehört, worüber Sie sich mit Mrs. Beresford heute morgen unterhalten haben: über Monsieur Poirot und seine kleinen grauen Zellen. Ja, Sir, könnten Sie nicht jetzt Ihre kleinen grauen Zellen anstrengen und zusehen, was sich machen läßt?«

»Im Roman ist das immer ganz einfach, mein Junge. Aber in Wirklichkeit …«

Albert widersprach tapfer: »Ich glaube nicht, daß irgend jemand Mrs. Beresford wirklich unterkriegen kann. Sie wissen, wie sie ist, Sir; genau so wie ein Gummiknochen, den man den kleinen Hunden zum Spielen gibt – garantiert

unzerstörbar.«

»Albert«, sagte Tommy, »du tröstest mich.«

»Dann könnten Sie vielleicht jetzt die kleinen grauen Zellen anstrengen, Sir?«

»Du bist ein eigensinniger Bursche, Albert. Aber unser Narrenspiel hat uns bis jetzt manch gute Dienste geleistet. Versuchen wir es nochmal: Wir wollen die Tatsachen zuerst einmal sauber und methodisch ordnen, *mon ami*. Punkt zehn Minuten nach zwei betritt unser Mann den Lift. Fünf Minuten später sprechen wir mit dem Liftboy; wir hören, was er zu sagen hat, und lassen uns in aller Eile in den dritten Stock hinauffahren. Um zwei Uhr neunzehn spätestens betreten wir das Zimmer von Mrs. Van Snyder. Nun frage ich: Fällt uns dabei etwas Besonderes auf?«

Beide schwiegen – keinem war etwas Besonderes aufgefallen.

»Es stand nicht zufällig so etwas wie ein Koffer im Zimmer, wie?« fragte Albert, und seine Augen blitzten.

»Mon *ami*«, sagte Tommy, »du verstehst nichts von der Psychologie einer Amerikanerin, die soeben aus Paris zurückgekommen ist. Es standen mindestens neunzehn Koffer in ihrem Zimmer.«

»Ich wollte nur damit sagen – ein Koffer ist sehr bequem, wenn man eine Leiche hat, die man loswerden will. Ich meine nicht, daß sie wirklich tot ist – Gott bewahre!«

»Wir haben die zwei Koffer durchsucht, die groß genug waren, einen menschlichen Körper aufnehmen zu können. Was ist chronologisch als nächstes zu vermerken?«

»Sie haben etwas vergessen, Sir: wann Mrs. Beresford und der Kerl, der sich als Krankenschwester verkleidet hat, dem Kellner auf dem Korridor begegnet sind.«

»Das mußte offenbar gerade passiert sein, als wir mit dem Lift nach oben fuhren«, sagte Tommy. »Um ein Haar wären wir noch im Korridor zusammengetroffen. Verteufelt schnell muß das alles gegangen sein. Ich –«

Er unterbrach sich.

»Ja, Sir?«

»Schweig, *mon ami!* Ich habe so meine kleine Idee – kolossal, verblüffend! So eine dieser kleinen Ideen, wie Hercule Poirot sie früher oder später immer hat. Aber wenn es stimmt – wenn es so ist – o Gott! Ich hoffe, ich komme noch zurecht!«

Er raste aus dem Park. Albert, der hinter ihm herrannte, fragte ganz atemlos: »Was ist los, Sir? Ich verstehe nicht!«

»Gut so, Albert. Du brauchst nicht zu verstehen. Hastings hat niemals verstanden. Wenn deine grauen Zellen nicht viel minderwertiger wären als meine – was für einen Spaß hätte ich dann noch an diesem Spiel? Ich rede lauter Unsinn – sei nicht böse. Du bist ein braver Bursche, Albert. Du weißt, was Tuppence wert ist. Sie ist mehr wert als du und ich zusammen.«

Tommy lief und sprach und kam kaum zu Atem. In der Halle des *Blitz* angelangt, erblickte er Evans, zog ihn beiseite und flüsterte ihm in aller Eile ein paar Worte zu. Die beiden Männer betraten den Lift, Albert immer hinter ihnen.

»Dritter Stock«, sagte Tommy.

Vor der Türe von Nr. 318 blieben sie stehen. Evans hatte einen Hauptschlüssel und benützte ihn, ohne zu zögern. Ohne auch nur anzuklopfen, betraten sie sofort das Schlafzimmer von Mrs. Van Snyder. Die Dame lag immer noch auf dem Bett, aber sie hatte jetzt ein kleidsames Neglige übergeworfen. Sie starrte die Männer verblüfft an.

»Entschuldigen Sie bitte, daß ich nicht geklopft habe«, sagte Tommy freundlich, »aber ich will meine Frau wiederhaben. Darf ich Sie ersuchen, dieses Bett zu verlassen?«

»Sie sind wohl verrückt geworden?« schrie Mrs. Van Snyder. Mit seitwärts geneigtem Kopf betrachtete Tommy sie nachdenklich.

»Sehr kunstvoll«, bemerkte er. »Aber nicht kunstvoll genug.

Wir haben unter das Bett geschaut – aber nicht hinein. Ich habe dieses Versteck selbst einmal benutzt, als ich jung war.

Ich kann mich noch gut daran erinnern. Quer übers Bett, unter den Kissen. Und dieser schöne Schrankkoffer, um später die Leiche damit wegzubringen! Leider waren wir diesmal ein wenig zu schnell für Sie. Sie hatten gerade noch Zeit genug, sie zu betäuben, sie unter den Kissen zu verstauen und sich von Ihrer Helfershelferin nebenan binden und knebeln zu lassen.

Wir haben Ihr Märchen geglaubt, das gebe ich zu. Aber als ich es mir dann genauer überlegte – ordentlich und mit Methode – nein! Unmöglich, eine Frau zu betäuben, ihr Männerkleider anzuziehen, eine andere Frau zu knebeln und zu fesseln, sein eigenes Aussehen völlig zu verwandeln – und das alles in fünf Minuten! Nein. Einfach technisch unmöglich.

Die Krankenschwester und der Junge waren nichts als ein Köder. Wir sollten ihrer Spur folgen – Mrs. Van Snyder aber sollte in unseren Augen das bedauernswerte Opfer sein. Helfen Sie bitte der Dame aus dem Bett, Evans! Sie haben doch Ihren Revolver? Gut!«

Trotz ihres Protestgeschreis wurde Mrs. Van Snyder von ihrer Ruhestatt herabgezerrt. Tommy warf Decken und

Kissen zu Boden.

Und da lag Tuppence! Quer über dem Kopfende des Bettes lag sie, mit geschlossenen Augen und wachsbleichem Gesicht.

Einen Augenblick lang erstarrte Tommy vor Schreck, dann aber sah er, daß sich ihre Lippen bewegten. Sie war betäubt, aber nicht tot.

Er wandte sich an Evans und Albert.

»Und jetzt, Messieurs«, sagte er dramatisch, »jetzt kommt der letzte Coup!«

Mit schneller, überraschender Geste packte er Mrs. Van Snyder beim Schopf – und die kunstvolle Frisur hob sich und blieb ihm in der Hand.

»Dachte ich es doch!« sagte Tommy. »Nr. 16!«

Eine halbe Stunde später öffnete Tuppence die Augen; Tommy und der Arzt beugten sich gerade über sie.

Die Ereignisse der nächsten Viertelstunde wollen wir taktvoll verschweigen. Danach aber verabschiedete sich der Arzt mit der Versicherung, daß alles in Ordnung sei.

»*Mon ami*, Hastings!« sagte Tommy verliebt, »ich bin so glücklich, daß du noch am Leben bist!«

»Haben wir Nr. 16 erwischt?«

»Abermals habe ich ihn zermalmt, wie eine Eierschale. Mit anderen Worten, Carter hat ihn. Die kleinen grauen Zellen! Übrigens – Albert bekommt Lohnerhöhung.«

»Erzähl mir die ganze Geschichte!«

Tommy erstattete begeistert Bericht, überging jedoch gewisse Einzelheiten.

»Bist du nicht halb närrisch geworden aus Angst um mich?« fragte Tuppence leise.

»Nicht besonders. Du weißt – man muß immer seine Ruhe und Selbstbeherrschung bewahren.«

»Schwindler!« sagte Tuppence. »Du siehst noch jetzt ganz verstört aus.«

»Ja, Liebling, vielleicht war ich ein ganz klein wenig ängstlich. Sag mal – wir geben es jetzt doch auf, nicht wahr?«

»Ja, unbedingt.«

Tommy seufzte erleichtert.

»Gut, daß du so vernünftig bist. Nach solch einem Schock!«

»Nicht wegen des Schocks. Du weißt, ich habe nie Angst vor einem Schock!«

»Ein Gummiknochen – unzerstörbar!« murmelte Tommy.

»Ich habe etwas Besseres zu tun«, fuhr Tuppence fort. »Viel spannender und aufregender. Etwas, das ich noch nie getan habe.«

Bestürzt blickte Tommy sie an.

»Ich verbiete es dir, Tuppence!«

»Unmöglich«, erwiderte Tuppence. »Es ist ein Gesetz der Natur.«

»Wovon redest du?«

»Ich rede von unserem Baby, Tommy! Heutzutage flüstern wir Frauen es nicht mehr, wir jauchzen es in die Welt: *Unser Baby!* Tommy, ist das Leben nicht herrlich?«